Herrn Johann Adolf Schlegels

Fabeln und Erzählungen.

Zum Druck befördert

von

Carl Christian Gärtner.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung
1769.

Vorrede.

Es iſt mir kein geringes Vergnügen, daß ich mit Bewilligung meines Freundes, von gegenwärtigen Fabeln und Erzählungen, welche bisher in den Beluſtigungen, in den Neuen Beyträgen, und in den Vermiſchten Schriften von den Verfaſſern der Neuen Beyträge zerſtreuet geweſen, eine beſondre Sammlung beſorgen kann. Der Verfaſſer derſelben, den die Welt kennen würde, wenn er auch kein Dichter wäre, hatte, wegen andrer Arbeiten, ſchon ſeit geraumer Zeit, nicht weiter an die Ausführung ſeines Entſchluſſes gedacht, ſie ſelbſt herauszugeben, und dadurch zu hindern, daß Stücke auf ſeine Rechnung geſetzt würden, an welchen er keinen Antheil hat. Die in der letzten leipziger Oſtermeſſe herausgekommene neue Auflage der Neuen Beyträge zum Ver-

gnügen des Verſtandes und Witzes, gab mir Anlaß, meinen Freund an ſeinen vergeßnen Vorſatz zu erinnern. Da er aber immer noch, und zwar mit Grunde, in ſeinen Geſchäfften eine Entſchuldigung fand: So glaubte ich bey dem Publico keinen Undank zu verdienen, wenn ich dieſe für mich angenehme Bemühung übernähme.

Ich habe mir dabey von dem Verfaſſer die Freyheit erbeten, ſeinen Namen dieſer Sammlung vorzuſetzen. Viele Freunde der ſchönen Wiſſenſchaften haben gewußt, wem ſie dieſe Arbeiten zuſchreiben ſollten; noch mehrere aber ſind bey ihren Muthmaßungen zweifelhaft geweſen. Gleichwohl haben Leſer, welche dergleichen Aufſätze nicht nur als Werke des Witzes, ſondern auch als wohlthätige Verſuche zur Beförderung der Wahrheit und Sittlichkeit betrachten, ein großes Recht, den Namen ihres Wohlthäters zu wiſſen.

Die-

Vorrede.

Diejenigen, welche entweder für oder wider dieſe Stücke eingenommen ſind, dürfen von mir eine panegyriſche Anpreiſung derſelben weder hoffen, noch befürchten. Die Freundſchaft, in der ich mit ihrem Verfaſſer ſtehe, unterſagt mir das Vergnügen nicht, ſie ſo zu finden, wie ſie ſind; ſie befiehlt mir aber, meine Empfindungen nicht als Vorſchriften für das Publicum anzuſehen. Ueberdieß würde ich mit meinem Urtheile, das ich gewiß nicht für ſo wichtig, als den Beyfall halte, den unſer Gellert dieſen Fabeln und Erzählungen allezeit mit der Freude eines zur Misgunſt unfähigen Genies, ertheilet hat, wenigſtens einige zwanzig Jahre zu ſpät kommen.

Auch bey der Aufmunterung eines ſolchen Beyfalls hat der Verfaſſer dieſer Aufſätze nicht geglaubt, daß ſeine Arbeiten unverbeſſerlich wären. Er hat mit der lobenswürdigſten Sorgfalt und Geduld daran gefeilt, und ſeine Verbeſſerungen zeigen von einer Strenge, zu welcher nur

wenig ſchon berühmte Schriftſteller gegen ſich ſelbſt fähig ſind. Zu denen Aenderungen, die ſchon in der neuen Auflage der bremiſchen Beyträge eingeſchaltet worden, ſind in dieſer Ausgabe noch v ele neue hinzugekommen.

Wie glücklich der Verfaſſer bey dieſer Bemühung geweſen iſt, und in wie weit ſich dieſe Fabeln und Erzählungen überhaupt von andern Gedichten dieſer Art unterſcheiden, das werden diejenigen Leſer ſehen, welche Lob und Tadel, aus jedem Munde, anhören können, ohne ſich in ihren Urtheilen irre machen zu laſſen.

Möchte doch mein Freund ſo viel Muſe gewinnen, daß er an die von Vielen gewünſchte Ausgabe ſeiner übrigen Gedichte, und an die Vollendung ſeiner Grundſätze von der Poeſie denken könnte.

Braunſchweig,
den 13ten October, 1768.

Gärtner.

Verzeichniß

der hierinnen enthaltenen Fabeln und Erzählungen.

Erſtes Buch.

I. Der beſchämte Zweifler. — S. 3

Numenius Pythagoraeus in *Euſebii* Praep. Evangel. libr. XIV. cap. VII.

II. Der Papagoy. — — 14

Houdart de la Motte Fables Nouvelles Livr. I. F III.

III. Der Eſel und der Mops. — 21

De la Fontaine Fables Choiſies F. LXV.

IV. Der Kürbiß und die Eichel. — 27

De la Fontaine Fables Choiſies F. CLXXII.

V. Der ſterbende Freygeiſt. — 36

Verzeichniß.

VI. Das Allmoſen. — — S. 44

Luthers Tiſchreden durch Aurifabrum Jhena MDXCI im XI Cap. 154. Bl.

VII. Der Hund und der Ochſe. — S. 52

Fabularum Aeſopic. Collectio. edit. Hauptmanni fab. 335 p. 267.

VIII. Der Eſel in der Löwenhaut. — 56

De la Fontaine Fables Choiſies F. CIII.

IX. Zwey Maulthiere. — 60

Phaedri Fab. Aeſop. libr. II. fab. VII.
De la Fontaine Fabl. Choiſ. F. IV.

X. Das ausgerechnete Glück. — 65

XI. Die Menge der Freunde. — 84

Phaedri Fab. Aeſop. libr. III. fab. IX.

XII. Der Knabe und die Biene. — 88

XIII. Die Roſe und der Schmetterling. 92

Houdart de la Motte Fab. Nouv. Liv. II. F. VII.

XIV. Der Hund. — — 97

XV. Das Mittel wider die Taubheit. 99

Pitaval Saillies d' Esprit. A Paris 1726. p. 2.

XVI. Die

Verzeichniß.

XVI. Die Krähe. — — S. 104

Phaedri Fab. Aeſop. libr. I. fab. III.

XVII. Der Spiegel. — — 106

Phaedri Fab. Aeſop. libr. III. fab. VIII.

XVIII. Die eitle Nachtigall. — 114

XIX. Der Wolf und das Lamm. — 119

Phaedri Fab. Aeſop. libr. I. fab. I. *De la Fontaine* Fab. Choiſ. F. X.

XX. Der Pfau und der Storch. — 123

XXI. Der Eichbaum und der Schilf. 131

De la Fontaine Fab. Choiſ. F. XXII.

XXII. Kayſer Siegismund. — 134

Zincgrefs Apophthegmata teutſcher Nation Straßb. MDCXXVIII p. 58.

XXIII. Der Dieb und der Hund. 137

Phaedri Fabul. Aeſopiar. libr. I. fab. XXIII.

Verzeichniß.

Zweytes Buch.

Prologus.

I. Die Krähe und die Nachtigall. S. 144

II. Der Reiher und der Krebs. — 151

Richer Fables Nouvelles Liv. V. F. XXII.

III. Die Kuh und der Ochse. — 158

IV. Proserpina und Pluto. — 164

Houdart de la Motte Fabl. Nouv. Liv. III. F. XII.

V. Der Polyhistor und der Tod. — 176

VI. Der Hund und der Schatten. 189

Phaedri Fab. Aesop. libr. I. fab. IV.

VII. Die Taube, die Dohle und die Aelster.

— — — 193

Richer Fabl. Nouv. Liv. I. F. VII.

VIII. Der Rabe und der Fuchs. — 198

Phaedri Fab. Aesop. libr. I. fab. XIII.
Richer Fabl. Nouv.

Verzeichniß.

IX. Albrecht Dürer und Leonhard da Vinci: An Herrn G**r. — — S. 206

D'Argensville Leben der berühmteſten Maler, I Th. a. d. 214 S. und III Th. a. d. 5 S. *Des Piles* Abregé de la vie des Peintres.

X. Der Hund und das Krokodill. 217

Phaedri Fabul. Aeſop. libr. I. fab. XXV.

XI. Der Ochſe und die Mücke. — 219

Richer Fabl. Nouv Liv. II. F. VIII.

XII. Die Thorheit und Amor. — 222

De la Fontaine Fabl. Choiſ. F. CCXIV.

XIII. Colbert und Louvois. — 227

Pitaval Saillies d' Eſprit. A Paris 1726 p. 75.

XIV. Die beiden Hunde. — 234

Richer Fabl. Nouv. Liv. II. F. II.

XV. Die Eule und die Nachtigall. Eine Verwandlung. An Herrn Giſeken. 241

XVI. Der Neider. — — 267

De la Fontaine Fabl. Choiſ. F. CXXVIII.
Bourſaule Lettres Nouvelles. A Paris 1698. p. 298.

XVII. Der

Verzeichniß.

XVII. Der Eſel und das Schwein. S. 273

Richer Fabl. Nouv. Liv. V. F. XXVIII.

XVIII. Der Kater und die Wieſel. 278

Richer Fabl. Nouv. Liv. V. F. XXIV.

XIX. Der Sophi. — — 282

XX. Die Mücke. — — 291

Richer Fabl. Nouv. Liv. I. F. VI.

XXI. Der Gems und der Eber. — 295

Richer Fabl. Nouv. Liv. V. F. XXXI.

XXII. Der Eſel und der Hund. — 298

Richer Fab. Nouv. Liv. V. F. XIII.

XXIII. Der Fuchs und der Rabe. 302

Fabeln
und
Erzählungen.

Erstes Buch.

I.

Der beſchämte Zweifler.

Der Menſch iſt ſtets des Menſchen Widerſpruch.
Wie vielfach iſt der Sterblichen Verſuch,
Bekannt zu ſeyn, und ſich verdeckt zu loben!

Von jenem wird das Wiſſen hoch erhoben.
Dem Stolzen iſt beſcheidne Demuth Spott,
Und die Vernunft, doch ſeine nur, ſein Gott.
Der Philoſoph wird, ſich in ihr zu preiſen,
Ein Charlatan, und ſchreyt: * „Wer gleicht „dem Weiſen?

* Nach den Grundſätzen der Stoiker.

„Er weiß, irrt nie, kennt aller Dinge Kraft.
„Philoſophie, ſonſt nichts, iſt Wiſſenſchaft.
„Sie, ſie nur macht zum Menſchen, ſie ver-
„göttert. „

Doch höhnet ihn, der ſtolz nach Höhen
klettert,
Von denen er im Steigen tiefer ſinkt,
Ein andrer Thor, der ſich noch weiſer dünkt,
Und ſpricht: „Der Menſch tappt ſtets in Fin-
„ſterniſſen.
„Drum iſt der Ruhm des Weiſen, gar nichts
„wiſſen,
„Auch nicht einmal das, daß er gar nichts
„weiß.
„Jung weiß man viel; und gar nichts, als
„ein Greis.„ *

Doch

* Nach den Grundſätzen der Akademiker.

Doch er, der sich des Wissens ganz begeben,
Erniedrigt sich, sich desto mehr zu heben.
Was Demuth scheint, ist schlaue Heucheley,
Und stolzer noch, als jenes Pralerey.

Daß die Vernunft stets ihren Weg verfehle,
Glaubt auch Lacyd, den Griechenlandes Bayle,
Der Weise, der sein Urtheil stets verschiebt,
Arcesilas *, in stetem Zweifeln übt.
Er scheut, aus Furcht, daß man ihn täuschen möchte,
Als Zweifler sich, als Geizhals seine Knechte.

So hat der Geiz des Weisen Herz entweiht?
Schreyst du erstaunt. Doch welche Kleinigkeit!

* Der Stifter der mittlern Akademie.

Steht nur der Geiz nicht in dem Lehrgebäude;
Was fragſt du denn, ob er ihn ſelber meide?
Einfältiger, was mutheſt du ihm zu?
Du willſt im Ernſt, er ſolle ſich, wie du,
Ins ſtrenge Joch von ſeinen Lehren beugen?
Er lehrt ja bloß, um den Verſtand zu zeigen.

Lacydes weg, was er den Knechten gab,
Mit karger Hand zuvor wohl zehnmal ab,
Das Wen'ge ſelbſt gab er nie ohne Jammer;
Und immerdar blieb ſeine Vorrathskammer
Ein Heiligthum, dem nie ein Knecht ſich naht,
Das niemand je, als nur er ſelbſt, betrat.
Um nichts, was ihm die Vorſicht räth, zu ſparen,
So müſſens noch drey Schlöſſer wohlverwahren.

Ach,

Ach, glücklich iſt, wer ſelber ſtets ſein Haus
Bewachen kann! Er geht zuweilen aus.
Wer bürgt ihm da, daß nicht die Knechte ſtehlen?
Er glaubt auch hier, den beſten Rath zu wählen.
Der Schlüſſel Laſt beſchweret allzuſehr.
Er ſteckt ſie weg, und nun verſiegelt er
Mit ſeinem Ring die wohlverſchloßne Thüre.

„Doch wie, wenn mir nur einmal wieder-
„führe:
„Daß ich den Ring ... ? Nein! „... Um
recht ſchlau zu ſeyn,
Steckt er nun den durch einen Spalt hinein.
Und gleichwohl ſchiens, ſo oft er wiederkehrte,
Als ob ſich ſelbſt die volle Flaſche leerte.
Welch Wunderwerk! Was in den Körben war,

Nahm immer ab, zuletzt verſchwand es gar.
Doch ſah er ſtets ſein Siegel unverletzet.

Wer ſein Vertraun noch auf die Sinne ſetzet,
Der ſeh einmal dieß ſeltne Räthſel an,
Und ſage mir, ob ers erklären kann.
Nun, Zeno, ſprich! Iſt nicht Lacydes Sieger?
Und iſt hier wohl mein Auge kein Betrüger,
Da es vorhin weit mehr, als itzo, ſah?
Entwandt kann hier nichts ſeyn; der Ring iſt da.

Man frage nicht, wer ihm ſein Gut entzogen?
Wie leicht iſt nicht ein Philoſoph betrogen!
Zur Ferne zwar hat er ein ſcharf Geſicht.
Sein Auge ſieht; nur in der Nähe nicht.

Und kann ihn ſchon nicht die Natur berücken,
Was ihr nicht glückt, wird ſeinen Knechten glücken.

Er, welcher nichts von ihren Streichen merkt,
Wird dadurch mehr in ſeinem Wahn beſtärkt.
Er kann den Satz nun auf Erfahrung bauen,
Und warnet ſehr, den Sinnen nicht zu trauen;
Oft zwar umſonſt. So viel er dafür ſpricht,
Glaubt ihm ſogar ſein Freygelaßner nicht.
Es ſoll ihm nicht ſein Beyfall länger fehlen;
Drum fängt er an, weitläuftig zu erzählen,
Wie er, er ſelbſt, der Vorſicht nicht geſpart,
Mit eigner Hand den Vorrath wohl verwahrt,
Und gleichwohl ihm derſelbe mehrmals kleiner,
Als erſt, gedünkt. Sieh, das begreift mir keiner!
Doch der, (es war von ſeinen Dieben Einer,)

Gedenkt sogleich an den verstohlnen Schmaus,
Und bricht vor ihm in lautes Lachen aus.
Dieß Lachen macht Lacyden plötzlich klüger.
Sein Aug ist ihm hier nicht mehr der Betrüger.

Er denkt: „Wie leicht hat doch ein Mensch
„nicht Acht!
„Sieh nur, Lacyd, du hattest nicht bedacht,
„Daß sie den Ring beym Vorrath wieder fän-
„den.
„Nun sollen sie gewiß nichts mehr entwen-
„den. „
Lacydes setzt von nun an keinen Schritt
Aus seinem Haus; er nimmt den Ring stets
mit.
Vermag sie dieß vom Schmausen abzuschre-
cken?
Sie lassen sichs nur desto besser schmecken.

Was achten ſie, ob es Verdacht erweckt,
Da allezeit ſie ſeine Lehre deckt?
Der ihnen oft das Zweifeln angeprieſen,
Hat ſie dadurch zur Schalkheit unterwieſen.

Er, deſſen Herz itzt Furcht und Hoffnung theilt,
Und der alsbald zum Vorrath ängſtlich eilt;
Er findet hier ſein Siegel abgeriſſen,
Und glaubt da viel, dort mehr noch, zu vermiſſen.
Er zürut, er klagt, er droht, er ſchilt, er ſchwört,
Und jeder Knecht wird ſcharf von ihm verhört.
Wer hats gewagt, mein Siegel abzureißen?
Iſts wohl erhört? Wer hat dich das geheißen?

„Welch

„Welch Siegel, Herr? Es war ja keines „da.„
Du läugneſt noch? „Ihr irrt.„ Ich weiß es ja.
„Ihr wißt? Je Herr! Ihr wißt ja nichts.„ Man denke!
Wie unverſchämt! Was für verruchte Ränke!
Da mirs ſo friſch in dem Gedächtniß ſchwebt,
Als thät ichs itzt. Ihr ſollt ... „Doch, Herr, vergebt!
Gedächtniß? Wie? Gabt ihr nicht ſelbſt die Lehre,
Daß dieſes Ding nur eine Meynung wäre?
Und Meynungen ſind nichts, als ein Betrug.

Was that der Herr, den ſeine Lehre ſchlug?
Was Herren thun, die eingetrieben ſchweigen.

Er

Er fieng itzt an, ein Amtsgeſicht zu zeigen,
Ward zorniger, und ſchrie: Das gilt nicht hier.
Kurz, ſchweiget ſtill, und trennet mich von mir;
Denn ich bin Herr, wenn ich mein Haus regiere,
Und Philoſoph, nur wenn ich diſputire.

II.

Der Papagoy.

Es hatte kaum mit vielem Weh und Ach
Ein Mann jüngſt ſeine Frau begraben;
So wünſcht er Troſt in ſeinem Schmerz zu haben,
Und ſehnte ſich, — Was meynet ihr? Wornach?
Was gilts? Ihr werdets nicht errathen.
Nicht wahr? Ihr bildet euch wohl ein,
Was zu des Ehſtands Ruhm ſchon ſo viel Wittwer thaten,
Werd' auch von ihm geſchehen ſeyn;

Daß er, um den Verluſt recht ſchleunig zu erſetzen,
Nach einer zweyten Frau ſich umgeſehn? —
O nein!
Das Glück der Eh wußt' er nicht ſonderlich zu ſchätzen,
Und das, warum ihr Tod ihm ſo beſchwerlich fällt,
Iſt bloß der Abgang an Geſchwätzen,
Den kann ein Papagoy ihm ſchon genug erſetzen.

Er geht zum Kaufmann hin, der eine kleine Welt
Von Vögeln mancher Art ihm vor die Augen ſtellt,
Und was dabey vor allem ihm gefällt,
Ein ganzes Volk von Papagoyen,
Die keines Kenners Auge ſcheuen.

Sie ſchwatzen alleſamt, und jeglicher davon
Hält im Geſchwätz doch ſeinen eignen Ton.
Der iſt ein frecher Luſtigmacher;
Der ein gedankenloſer Lacher;
Ein dritter weiß, ſüß wie ein Seladon,
Den Schönen zärtlich liebzukoſen;
Ein vierter flucht noch ärger, als Matroſen;
Ein fünfter ſchimpft gleich jeden, den er ſieht;
Der ſechſte pfeift ſein Gaſſenlied.
Man wundert ſich vielleicht, daß ſie nichts klügers ſagen!
Doch, da der Menſch ſie unterweiſt,
Wie kann man da noch lange fragen?

Indem der Kaufmann jeden preiſt,
Steht oft bald hier bald da des Käufers Auge ſtill,
Und, weil er gern den beſten wählen will,

Verwirft er wieder den, den er ſich erſt erleſen.
Des Schönen iſt hier allzuviel.
Wem wäre da die Wahl nicht ſchwer geweſen?

Zuletzt als einer ſich im finſtern Winkel zeigt,
Der ungeſellig ſcheint, und ſtolz und altklug ſchweigt,
Spricht er: „Dort Menſchenfeind! Du „ſchweigſt? Biſt du zu blöde?„
Ich denke deſto mehr; war drauf die Antwort. „Hort!
„Hört, welche weiſe Gegenrede!
„Iſt ſie nicht eines Plato werth?
„Geſchwind gebt her!„ So ſchreyt der Käufer, und mit Freuden
Zahlt er faſt mehr, als man begehrt.

Er trägt in aller Eil ihn heim, und, wie er meynt,
Wird jeder Papagoyenfreund
Um dieſen Leibnitz ihn beneiden.

„Ein Vogel von ſo viel Verſtand;
„Was wird nicht der für Weisheit faſſen!
„Wie manchen Sittenſpruch, den ich noch nicht „gekannt,
„So gut, wie meine Frau, die doch ſo viel „verſtand,
„Mich unvermuthet hören laſſen!„

So hofft er anfangs; doch er fand
In ſeiner Hoffnung bald ſich ſchändlich hinter-gangen.

Mit aller Müh war hier nichts weiter zu erlangen.
Fleiß, Zucker, Schmeicheln war vergebens angewandt.

Ich denke deſto mehr, ſchwatzt er am frühen Morgen;
Ich denke deſto mehr, wenn ihm ſein Futter ſchmeckt;
Ich denke deſto mehr, auch wenn ihn niemand neckt;
Ich denke deſto mehr, ſo oft ſein Herr voll Sorgen
Im Winkel ſitzt, und ſich vergißt;
Ich denke deſto mehr, auch wenn er luſtig iſt;
Ich denke deſto mehr, wenn er die Zeitung lieſt;
Ich denke deſto mehr, am Abend, wie am Morgen.

Kurz, ob er gleich nicht denkt, ſo quält er das
Gehör
Doch durch ſein ewiges Ich denke deſto
mehr.

Du biſt ein Gimpel! Schweig! ſprach drauf
ſein Herr im Eifer;
Doch ein noch größrer iſt dein Käufer,
Daß er vor allen dich erlas,
Und deinen ganzen Werth nach Einem Worte
maß.

III. Der

III.

Der Esel und der Mops.

Ein plumper Geist lernt niemals leben,
Und wollen Tölpel artig seyn,
So ists, als fiel es Krüppeln ein,
Das lobende Geklatsch des Pöbels zu erstreben,
Und auf dem straffen Seil im Tanz den Fuß zu heben.
Die Ungezwungenheit ist nur,
Wenn hier mein Urtheil gilt, der Artigkeiten Seele;
Und diese schenkt bloß die Natur,
Nie aber ich mir selbst, wenn ich schon viel mich quäle,

Und mir die beſten Muſter wähle,
Aufmerkſam auch auf jeder Reizung Spur,
Durch meinen Fleiß des Gröbern nicht verfehle.

Für unſern Geiſt ſchickt ſich des andern Artigkeit,
So wie zu Herkuls Leib ein Frauenzimmerkleid.
Wie könnt ein Cato ſelbſt des Lachens ſich enthalten;
Wollt einſt ſich ein Huſar ſein bartichtes Geſicht,
Auf dem in fürchterliche Falten
Sich die verbrannte Stirne bricht,
Vor Spiegeln nach der Kunſt mit Pflaſterchen bekleben,
Die nur der Chloris Schönheit heben!
Und wenn die Fabel uns erzählt,

Daß, bey dem Herrn ſich recht beliebt zu ma-
chen,
Ein Eſel Schmeicheleyen wählt,
Wer kann das hören, und nicht lachen?

* * *

Ein Mops in ſeinen beſten Jahren,
Schön, munter, ſchmeichleriſch, gewandt,
In allen Künſten wohl erfahren,
Die man für Möpſe je erfand;
Stund bey der Frau in großer Gnade,
Nahm ſein beſondres Polſter ein,
Und trank mit ihr, als müßt es ſeyn,
Recht altklug ſeine Chocolade.

Die Kläger weihen ihm Gedichte;
Denn, wer Proceſſe führt, iſt ſchlau.
Der Mann regiert die Stadtgerichte,

Die Frau den Mann, der Mops die Frau.
Proceſſe bald beglückt zu ſchlieſſen,
Kömmt man beym Mopſe ſtreichelnd ein;
Und, von der Frau geküßt zu ſeyn,
Muß ſelbſt der Mann den Mops erſt küßen.

Der Eſel ſieht in ſteten Freuden
Des Hündchens Lebenszeit vergehn.
Konnt ers wohl ſehn, und nicht beneiden?
Den Eſel möcht ich doch wohl ſehn!
Des Fehlers durft er ſich nicht ſchämen;
Da ſich der Menſch ihn leicht verzeiht:
Wer mag wohl nach der Billigkeit
Ihn armen Eſeln übel nehmen?

Er denkt: Ich muß die Laſten tragen,
Womit mein Treiber mich beſchwert.
Man ſchlägt mich ſtets; und die mich ſchla-
gen,

Sind

Sind oftmals gleicher Treiber werth.
Könnt ich die Gunst des Herrn erschleichen!
Ach! wie erschlich ich sie so gern!
Lebt nicht mit Kind, mit Frau, mit Herrn,
Das Möpschen, wie mit seines gleichen?

Ihm stehet alles zu Gebote.
Es wird gestreichelt, und geküßt.
Warum denn nun? Es giebt die Pfote.
Je wenn es sonst nichts weiter ist!
Mein Elend ist gewiß gehoben:
Das sucht mein Herr wohl nicht in mir.
Es lebe doch ein kluges Thier!
Ich muß den Einfall selber loben.

Ey freylich! Wer wollt ihn nicht loben?
Der feine Scherz war sein Beruf;
Und das bewies er durch die Proben.
Wie artig schmeichelte sein Huf!

Den Herrn, der einſt das Hündchen ſtreichelt,
Etößt er damit ans Kinn, und ſchreyt;
Doch ſo, daß er aus Zärtlichkeit
Faſt alle Zähn' ihm ausgeſchmeichelt.

Der Herr erſchrickt vor dieſer Ehre.
Er ſpricht: Das Thier ſcherzt, glaub ich, gar?
Und giebt ihm durch den Stock die Lehre:
Bey Scherzen laufe man Gefahr;
Es ſey die Gabe, zu gefallen,
Ein Vorrecht, das der Himmel giebt;
Und was die Welt an einem liebt,
Das liebe ſie drum nicht an allen.

IV.

Der Kürbiß und die Eichel.

Gott machte, was er machte, gut.
Wer dächte wohl, daß selber manchen Chri-
sten
Die Philosophen dieß noch erst beweisen müß-
ten!
Der Unverstand giebt Tadlern ihren Muth;
Was nicht ihr Wunsch gebeut, dünkt ihnen auch
nicht gut.

Ja, ihrer Sache so gewiß,
Als irreten sie nie, entwerfen sie den Riß,

Nach welchem Gott allein die Welt erſchaffen
ſollen,
Wenn er ſie gut erſchaffen wollen.

Zu zeigen, wie dabey ſich ihr Verſtand ver-
gißt,
Der Sklave, welchem ſtets ihr Wille nur be-
fohlen;
Will ich nicht den Beweis aus Weltgebäuden
holen,
Die kein Aſtronomus ganz überzählt und mißt.
Ich machte ſie nur ſtolz. So wichtige Be-
weiſe
Verdienen dieſe Thoren nicht.
Es triumphirte nur ihr lächelndes Geſicht.
Die Zweifel hielten ſie für triftig, ſich für
weiſe.
Wenn man ſie widerlegt, darf man nicht die
Natur

Erſt ganz dazu zu Hülfe nehmen.
Nein! Solche Tadler zu beſchämen,
Brauchts einer ſchlechten Eichel nur.

Ein Kürbiß, deſſen Laſt den Stengel faſt zerknickte,
Ob ſie die Erde gleich, die dieſer Kürbiß drückte,
Dem Stengel tragen half, reizt einen Bauersmann
Zu einem gleichen Tadel an;
Der mit dem niedern Stand, den ihm das Glück beſchieden,
Ja, außer ſich, mit allem unzufrieden,
Und halb und halb ein Freygeiſt war.

Ein Freygeiſt? Was? Ja! ja! Dieß werden zwar
Viel ſtarke Geiſter hoch empfinden.

Und denken: „Wie? Nun will man gar
„Freygeiſter unter Bauern finden?
„Freygeiſter unter dummen Bauern!
„Iſt das noch je erhört! Der Dichter, wie es
„ſcheint,
„Iſt auch ein albrer Pfaffenfreund. „

Beleidigt ſie mein Vers: So muß ich es
bedauern.
Ich ſag' es nach, wie's die Geſchicht erzählet.
Zudem, wie ſchickt ſich das für einen ſtarken
Geiſt,
Der öfters, was man ihm aufs bindigſte be-
weiſt,
Mit zu den Vorurtheilen zählet,
Daß er der Städter Vorurtheil,
Als hätten Bauern nie an Witz und Einſicht
Theil,
Sich auch zu ſeinem Grundſatz wählet?

Geſetzt

Geſetzt indeß, was doch kein Kluger glaubet,
Die Bauern wären alle dumm!
Iſt jeder denn dadurch der Fähigkeit beraubet,
Ein ſtarker Geiſt zu ſeyn? —— —— Warum?
Verwehrt die Dummheit wohl, nebſt viel Vermeſſenheit
Viel Zuverſicht zu ſich zu haben?
Doch ich verirre mich zu weit.

Dem Bauersmann demnach, der ſtolz auf ſeine Gaben,
Und, um ſein Pfund nicht zu vergraben,
Im Urtheil immer ſchnell und unbeſcheiden war,
Schien unter andern auch die Ordnung ſonderbar,
Daß eine von den ſchwerſten Früchten
An Stengeln hieng, die nie ſich in die Höhe richten.

Er ſprach: Woran hat hier der Schöpfer doch gedacht?
Wie ungeſchickt iſt nicht der Kürbiß angebracht!
Ein großer Kürbiß auf der Erde!
Wozu? Damit er ſchmutzig werde?
Hieng er an Sträuchern noch: So gieng es eher hin.
Ach Schade, daß ich nicht daben geweſen bin!
Ganz anders hätt' es werden ſollen.
Meintreu! An Eichen nur hätt' ich ihn hängen wollen.
Das wäre was! An Eichen! Ja!
Das hätte doch noch ein Geſchicke.
Wofür ſtehn denn die groſſen Bäume da?
Was hängt an ihnen? Nichts beynah!
Denn ihre Frucht iſt ja kaum fingersdicke.
Für ein ſo groſſes Ding lohnt ſich das nicht der Müh.

Der arme Stengel hier trägt über ſein Vermögen.
Wär ich, wie Gott! Ich machts, ich weiß ſchon, wie?
Ich nähm ihm ſeine Laſt. An Eichen hieng ich ſie.
Die Eicheln gäb ich ihm dagegen.
So läge doch der Kürbiß nicht im Staube.
Gott hat ſich ganz gewiß verſehn.
Zwar wenn ich meinem Pfarrer glaube:
So muß das Gott allein verſtehn;
Doch der ſchwatzt viel, das ich nicht glaube.

Dieß ſaget Hanns, und brüſtet ſich dabey,
Weit mehr als Pelten * ſich in ſeiner Schenke brüſtet,
Wenn er auf Englands Zauberey,

Und

* Es geſchah eben dazumal der Einfall des Prätendenten in England.

Und Hollands Parlament entrüſtet,
Bey ſeiner Ehre theuer ſchwört,
Daß, wenn man ihm nur folgen wollte,
Der Prätendent, der Flandern itzt verheert,
Gar bald vertrieben werden ſollte.
Hanns denket: „Wäreſt du der Welt nur mehr
bekannt.
„Das iſt gewiß! Du haſt Geheimderathsver-
„ſtand!
„Und könnteſt du in Büchern leſen,
„Ein Doctor wärſt du längſt geweſen.
„Ja, mancher wünſchte ſich ſo klug, wie ich,
„zu ſeyn.
„Ganz gut! Wenn man davor nur ruhig ſchla-
„fen könnte.

Weil ſein Verſtand des Nachts ihm wenig
Schlaf vergönnte,
Kam ihm die Luſt zu ſchlafen ein.

Hanns

Hanns wirft ſich drauf bey einem Eichbaum nieder.

Er ſchläft, doch ſchnell erwacht er wieder;
Denn einer Eichel Schlag, der ſeine Naſe traf,
Vertreibt auf einmal allen Schlaf.
Er faſſet ins Geſicht, und fühlt, die Naſe blutet.
Er findet hier die Eichel noch,
Und ſpricht: Ey! ey! Man denke doch!
„Wer hätte die Gewalt von Eicheln wohl ver-
„muthet!
„Wie übel wäre mirs ergangen;
„Wenn eine Gurke nur ſtatt ihrer dran gehangen!
„Wenn nun ein Kürbiß gar — Mein Einfall
„war ſehr ſchlecht.
„Nun ſeh ichs; Gott hat doch wohl Recht.

V.

Der sterbende Freygeist.

Ein Freygeist lernte plötzlich beten.
Wer dieß Geschlecht nur kennt, stimmt mit mir überein.
Der Freygeist mag, bey Narren groß zu seyn,
Der eignen Wohlfahrt Pflicht mit Frechheit übertreten;
Er glaubt so gut, als wir, den Schöpfer der Natur;
Und die Verbindlichkeit zu beten.
Zu fühlen, daß er glaubt, brauchts einer Krankheit nur.
Die hilft geschwind ihm auf die Spur.

Mich

Mich wunderts nie, daß oft die Krankheit,
eh mans glaubet,
Dem ſtarken Geiſt die Stärke raubet;
Denn, wer die Eigenſchaft verliert,
Die ſeine Kunſt von ihm am nöthigſten verlanget,
Verliert die ganze Kunſt. Die durch den Putz gerührt,
Rührt dann nicht mehr, wann ſie nicht mehr mit Kleidern pranget.
Dem Maler, dem der Staar die ſcharfen Augen nimmt,
Nimmt er die Macht, Papier durch Farben zu beſeelen.
Der Tänzer, den das Alter krümmt,
Wird ſich umſonſt um Capreolen quälen.
Der Dichter, deſſen Stirn die Runzeln ſchon entweihn,

Rührt unſer Herz nicht mehr, und reimt vergebens rein.

Zur Handarbeit, zu Bavens Schmierereyen,
Und zu des Freygeiſts Spöttereyen,
Will ein geſunder Körper ſeyn.

Doch faſt vergeß' ich zu erzählen.
So wenig kann es uns, wenn ſich ein ſtarker Geiſt
In ſeiner ganzen Stärke weiſt,
Am Stoffe zu Satyren fehlen.

Der Freygeiſt fühlt, daß ſich der Schmerz der Krankheit mehrt;
Drum iſt er mehr, als halb, bekehrt.
Der Mund, aus dem ſonſt nichts, als Läſterungen, giengen,
Fängt

Fängt an, ſo laut er kann, zu ſingen.
Obs ihm gleich ſonſt, nach ſeinem weiſen Spott,
Die größte Thorheit ſchien, (geſetzt, es wär' ein Gott,)
Mit ſeiner Bitt' ihn anzuſingen;
So denkt er nunmehr gar, den Himmel aufzuſingen,
Den er zuvor ſo ſorgenlos,
So lang er ungeſtört des Glückes Gunſt genoß,
Durch jeden Frevel ſich verſchloß.
Die Ehrerbietigkeit, mit der er achtſam ſchweiget,
Da ihm ein Prieſter itzt den Weg der Buße zeiget,
Iſt, bey der dringenden Gefahr,
So groß, als ſonſt ſein Leichtſinn war,

Mit der er Prieſtern gern des Anſehns Ehr entwandte,
Sie finſtre Köpfe ſchalt, und ſchwarze Männer nannte.
Geſalzner Scherz, du biſt des feinen Witzes werth,
Den man in ſtarken Geiſtern ehrt!

Wie fühlt er itzt in ſich die Unruh banger Reu!
Wie kläglich, wie gebeugt geſteht er die Verbrechen!
Drauf fährt der Prieſter fort, ihm tröſtend zuzuſprechen,
Und macht ihn von der Laſt der ſchwerſten Sorgen frey.

Der Freygeiſt ſeufzt: „Vielleicht könnt ich
„noch hoffen!
„Die Zuflucht zur Barmherzigkeit,
„Die, wie du ſagſt, in Chriſto gern verzeiht,
„Stünd auch vielleicht noch mir, mir großem
„Sünder, offen!
„Doch ach, mein gottlos Buch kann mir Gott
„nicht verzeihn.
„Auch todt werd ich dadurch noch ein Verfüh-
„rer ſeyn.
„Warum ließ ich mich doch ein eitles Lob ver-
„leiten,
„Die Bibel tollkühn zu beſtreiten?

Er ſprichts, und ſeufzt. Der Prieſter ruft
ihm zu:
O wüßteſt du, wie ſehr es mich erfreuet,
Daß deine Thorheit dich gereuet,
Mein Freund, doch darum ſtirb in Ruh.

Den Zweifel laß dich nicht sehr rühren;
Dein Buch hat freylich ja die Absicht, zu verführen,
Ist gegen Gott und Menschen ungerecht,
Jedoch, zu deinem Glücke, schlecht.
Selbst Schwache wirds nicht leicht verführen,
Und ohne Zweifel bald sich aus der Welt verlieren.

Doch dieser Trost gefällt dem Freygeist nicht.
Dieß Urtheil scheint ihm zu vermessen.
Gebet und Buße sind vergessen.
Er öffnet noch das Auge, das schon bricht;
Der Zorn lehrt ihn die Kräfte sammeln,
Und mit halbtodtem Munde stammeln:
„Mein Buch wär schlecht? Du urtheilst treff„lich schön!

„Mein

„Mein Buch verführte nicht? Du magſt es
„recht verſtehn!
„Wohlan! Beweiſ' es mir. Doch nein! Die
„blinden Pfaffen
„Sind zu Beweiſen nicht geſchaffen;
„Und, wer um ihren Beyfall wirbt,
„Iſt dumm . . . Er ſtocket, knirſcht, und
ſtirbt.

VI.

Das Allmoſen.

Den Mann, der itzt die Leſer lehren ſoll,
Den hätten ſie ſich wohl am wenigſten verſehen.
Schickt ſich der große Mann, der, ganz von Glauben voll,
Der Vorurtheile Strom gewagt zu widerſtehen;
Der, ſo erzürnt auf ihn auch Well' auf Welle ſtieß,
Feſt ſtund, und nie ſich niederreißen ließ,
Und, ob gleich Bann und Acht ihn trafen,
Nur deſto muthger ward, den Irrthum zu beſtrafen;

Schickt

Schickt ſich der große Mann, der auch noch dann beherzt
Des Irrthums Säulen umgeriſſen,
Wenn er gleich ganz allein ſie niederreißen müſſen,
Wohl in Erzählungen, in denen man oft ſcherzt?

Des frommen Luthers Ruhm und Lehre,
So werden finſtre Köpfe ſchreyn,
Durch Narrentheidinge, durch Fabeln zu entweihn?
Was meynt ihr? Iſt das zu verzeihn?

Und dennoch könnt es möglich ſeyn,
Daß Luther ſelbſt nicht ihrer Meynung wäre.
Ich wette drauf, er würde mirs verzeihn,
Und rechnete ſich das wohl gar zur Ehre,
Worüber ſie ſo ängſtlich ſchreyn.

Ihm wäre wenigſtens die Fabel nicht zu klein,
Da auch in ihm der Geiſt der Dichtkunſt brannte,
Und er inſonderheit den Werth der Fabel kannte. *

Was

* Den Beweis davon kann man in Luthers Werken häufig finden; wie er denn ſelber eine Anzahl äſopiſcher Fabeln überſetzet und in Druck gegeben. Ich will einige Stellen davon hier anführen. „Wie könnte man ein feiner Buch in „weltlicher heidniſcher Weisheit machen, denn „das gemeine albre Kinderbuch, ſo Aeſopus heißt? „Ja, weil es die Kinder lernen, und ſo gar ge„mein iſt, muß es nicht gelten, und läßt ſich „jeder dünken wohl für Doctor werth, der noch „nie eine Fabel darinnen verſtanden hat. Lu„ther im V. Th der Altenburg Werke. „a. d. 204. S. Von äußerlichem Leben in der „Welt zu reden, wüßte ich, auſſer der heiligen „Schrift, nicht viel Bücher, die dieſem über„legen ſeyn ſollten, ſo man Nutz, Kunſt und „Weisheit und nicht hochbedächtig Geſchrey „wollte anſehen; denn man darinnen unter „ſchlechten Worten und einfältigen Fabeln die „allerfeinſte Lehre, Warnung und Unterricht fin„det, (wer ſie zu brauchen weiß.) = = = Ich „halte,

Was braucht es mehr? Den finstern Köpfen
Erlaub ich es, daß die mich schmähn.
Genug! Ich weiß, das wird von denen nicht
geschehn,
Die, Luthern gleich, der Fabel Werth ver-
stehn.

Als

„halte, es sey etwan durch viel weiser Leute Zu-
„thun Stück nach Stück zu Haufen gebracht,
„und endlich etwan durch einen Gelehrten in
„solche Ordnung gestellet = = = = Doch mögen
„die, so den Aesopum zum Muster erdichtet ha-
„ben, und sein Leben dermaßen gestellet, viel-
„leicht Ursache genug gehabt haben, nämlich,
„daß sie, als die weisen Leute solch Buch, um
„gemeines Nutzens willen, gern hätten jeder-
„mann gemein gemacht, (denn wir sehen, daß
„die jungen Knaben und jungen Leute mit Fa-
„beln und Mährlein leicht bewegt,) und also
„mit Lust und Liebe zur Kunst geführet würden
„u. s. w. = = = Darum haben solche weise hohe
„Leute, die Fabeln erdichtet, und lassen ein
„Thier mit dem andern reden, als sollten sie sa-
„gen: Wohlan, es will niemand die Wahrheit
„hören und leiden, und man kann doch der
„Wahrheit nicht entbehren, so wollen wir sie
„schmü-

Als er und Jonas einſt, um friſche Luft zu
ſchöpfen,
Ins freye Feld ſpazieren gehn;
Sieht er ſich bald umringt von Armen,
Die demuthsvoll um eine Gabe flehn.
Wie konnt ein Mann, wie er, wohl Arme bit-
ten ſehn,
Ohn ihrer gleich ſich zu erbarmen?

Er

„ſchmücken, und unter einer luſtigen Lügenfar-
„be und lieblichen Fabeln kleiden, und weil man
„ſie nicht will hören durch Menſchenmund, daß
„man ſie doch höre durch der Thiere Mund. So
„geſchichts denn, wenn man die Fabel lieſet,
„daß ein Thier dem andern, ein Wolf dem an-
„dern die Wahrheit ſagt, ja zuweilen der gemal-
„te Wolf oder Bär oder Löwe im Buche dem
„rechten zweyfüßigen Wolf und Löwen einen gu-
„ten Text heimlich lieſet, den ihm ſonſt kein
„Prediger, Freund, noch Feind leſen dürfte.„ S.
Etliche Fabeln aus Aeſopo, von . M Lu-
thern verdeutſcht, ſamt einer ſchönen Vorre-
de von rechtem Nutz und Brauch deſſelben
Buchs, jedermann, wes Standes er auch
iſt, luſtig und dienlich zu leſen. Im Th.
der Altenb. Werke. a. d. 403. u. 404. Seite.

Er giebt, ſo viel er geben kann.
Das hätten wohl auf noch ſo vollen Gaſſen
Die frommen Reichen unterlaſſen,
Die um ein chriſtlich Lob was übriges gethan.
Er läßt ſie noch dazu nicht erſtlich übel an;
Und, weil des milden Mannes Gaben
Kein Unmuth ihren Werth entzieht:
So macht ers nicht, wie die, bey deren Gaben
Man gleich aus ihren Runzeln ſieht,
Wie viel ſie itzt gegeben haben.

Auch Doctor Jonas giebt, der ein Gelehrter zwar,
Doch lange noch kein Luther war.
Er ſchenket ihnen gern, und ſpart zur Unzeit nicht;
Doch, da er noch, indem er ſchenket,

Nicht allzu doctormäßig ſpricht:
Wer weiß, wo Gott dafür mich künftig noch bedenket!
Gefällt dieß dem Gefährten nicht.
Der edle Luther ſagt: Warum nun künftig eben?
Gerad', als hätt' es euch Gott nicht voraus gegeben.

So neu auch dieſer Satz vielleicht den meiſten klingt:
So fürcht ich doch, daß es der Neuheit nicht gelingt,
Daß ſie ihn je in Anſehn bringt.
So willig wir ſonſt ſind, dem Neuen anzuhängen:
Wird ſich doch niemand leicht zu dieſem Satze drängen,

Zum mindſten ſind gewiß die Reichen wider ihn.
Sie hätten dann von dem, was ihnen Gott verliehn,
Den Armen Schulden abzutragen?
Da ſie, erpreßt einmal ein Armer was davon,
Noch eh er es erpreßt, von Gottes Seegen ſchon
Die Intereſſen überſchlagen?

VII.

Der Hund und der Ochſe.

Die Misgunſt und der Geiz ſind zwey verwandte Laſter,
Und ſie bekriegen uns in feſter Einigkeit.
Stets iſt ein Herz, das ſich dem einen weiht,
Zum günſtigen Empfang des andern auch bereit.
Den geizgen Orgon macht der Neid
Noch geiziger, doch auch verhaßter.
Er ſpart nicht Meineid und Betrug,
Und ſammelt Geld, es zu vergraben.
Er habe noch ſo viel; er hat doch nicht genug,
So lang auch andre noch was haben.

Er,

Er, Hüter ſeines Gelds, hält ſtets, wie
Aeſons Drache,
Bey ſeinem goldnen Vließe Wache,
Weil, was er ſelbſt nicht nützt, kein andrer
nützen ſoll.
Er und Aeſopens Hund ſind gleicher Thorheit
voll,
Der unbefohlen Heu bewachte,
Der ſeinen Schober nicht verließ,
Und, als des Hungers Trieb ein Rind zum
Heue brachte.
Ihm bellend ſeine Zähne wies.

Dort redete den Hund der Ochſe zornig an:
Wie thöricht iſt der Neid, der geizig mir ver-
wehret,
Was dir nicht nützt, was keine Hunde nähret,
Und was doch Rindern nützen kann!

Faſt eben ſo kann man zum Orgon ſagen:

Was haſt du doch für Luſt, dein eignes Herz zu plagen?

Du ruhteſt nicht, bis du gewannſt,

Was du, du Hungerer, doch nicht gebrauchen kannſt.

Dein Schatz, der dich ſo manchen Schweiß gekoſtet,

Liegt müſſig nun im Kaſten, und verroſtet.

Du Narr! laß andern doch, die klüger ſind, als du,

Das Geld, das dir nicht nützt, den Räuber deiner Ruh.

Itzt gönnet es dein Neid auch nicht einmal den Erben,

Jedoch ihr Troſt iſt: Du wirſt ſterben.

Wie werden ſie ſodann ſich deiner Thorheit freun!

Jtzt könnteſt du noch Dank erwerben.
Sie werden, wenn du ſtirbſt, noch deine Spötter ſeyn.
Du willſt nicht? Wohl! So geh, ſperr es noch feſter ein!
Laß hundert Schlöſſer es verſchlieſſen.
Die Erben werden ſie ſchon einſt zu öffnen wiſſen.

VIII.

Der Esel in der Löwenhaut.

Wie sehr betrügt sich der, der nur dem Scheine traut!
Ein Esel prangt' einmal in einer Löwenhaut,
Und dachte; Wunder, wer er wäre.
In diese Haut hatt' ihn der Dörfer Molière,
Der, was er spielte, selbst erfand,
Ein Held im Aberwitz, ein zweyter Reibehand,
Zu einem Schauspiel eingenäht,
Den Pöbel zu erfreun, der sich bey Possen freuet,
Der gern um seines gleichen steht,

Wenn

Wenn er Hannswurſten ſieht, den Groſchen nicht bereuet,
Sich nur zu Puppenſpielern drängt,
Und, wo ein Koch entzückt, die Köpfe ſchläfrig hängt.

Hier möcht ich allzuweit in meinem Eifer gehn,
Und vielen Deutſchen nicht verheelen,
Die, weil ſie vornehm ſind, ſich blähn,
Sie wären auch ſodann dem Pöbel zuzuzählen,
So weit ſie ſich auch über ihn erhöhn,
Und alſo fahr ich fort, vom Eſel zu erzählen.

Er war dem Herrn entwiſcht. Um auch einmal zu ſchrecken,
Eilt er in einen Wald, der bey dem Dorfe liegt;

Und seine Löwenhaut betrügt.
Gleich liefen Reh und Hirsch, sich furchtsam zu verstecken;
Und selbst das wilde Schwein vergaß den Ungestüm,
Sah ihn mit Ehrfurcht an, und zitterte vor ihm.

Verstellung kann ja wohl im Anfang leicht berücken.
Doch kleinen Geistern laßt sie noch so trefflich glücken!
Die Eitelkeit wird bald durch plötzliches Entzücken
An ihnen zur Verrätherinn.
Den Esel riß die Freude hin.
Gleich hatte sich die ganze Furcht verloren.
Die Thiere sahen ihn mit Spott und Lachen an,

So

So bald ſie aus des Löwen Ohren
Die langen Ohren kommen ſahn.

Ein Thor, den hohe Würden ſchmücken,
Vermag uns öfters zu berücken.
Er ſcheint uns wirklich groß zu ſeyn.
Jedoch er mag ſich nur, um Ehrfurcht zu erwecken,
In ſeine Löwenhaut verſtecken,
Es werden ihn die Ohren bald entdecken,
Und er wird wieder klein.

IX.

Zwey Maulthiere.

Ein Maulthier fieng ſich an ſo vornehm zu
geberden,
Als ob Bucephalus ſein erſter Ahnherr wär,
Es ſchüttelte, gehört zu werden,
Stolz ſeine Glöckchen hin und her.
Es warf den Hals empor, als wollt es allen
ſagen,
Es ſtritte ganz gewiß den Rang den Pferden
ab;
Kurz es verrieth durch ſeinen ſtolzen Trab,
Daß es erſehn war, Geld zu tragen.
Es glaubte feſt, von ſeinem Gelde voll,

Es

Es ſey durch ſeine Laſt weit glücklicher zu preiſen.

Ich tadle nicht dieß Thier, denn, wenn ichs tadeln ſoll,
So muß ich es auch dem Oront verweiſen,
Daß es ihm einfällt, ſich zu blähn,
Da ihn das Glück doch nur erſehn,
Das Geld zu zählen, zu bewachen,
Und dann damit die Erben reich zu machen.

Wie er verachtungsvoll auf einen Armen blickt:

Glaubt dieſes Maulthier auch, durch ſeinen Stolz berückt,
Daß es ſich kaum für ſeine Würde ſchickt,
Ein andres neben ſich nur ſeitwärts anzuſehen.
Es ſchämt ſich neben ihm zu gehen;
Weil eine ſchlechtre Laſt es drückt.

Es trägt nur Korn, und geht vor seinem Trei-
ber
Mit stillem Schritte hin. Indessen brechen
Räuber,
Schnell, ehe beide sichs versahn,
Aus ihrem Hinterhalt, in den sie sich verbor-
gen.
Sie fallen ihren Treiber an,
Erwürgen ihn, und bloß, weil sie besorgen,
Daß ihnen unterm Mord das Geld entgehen
kann:
So stoßen sie vorher das stolze Maulthier nie-
der;
Sie nehmen drauf das Geld, das sie zur That
bewegt.
Den Kornsack, und zugleich das Maulthier,
das ihn trägt,
Verachten sie, und gehen wieder.

Da das Beraubte weint, und ſterbend noch
im Zorn
Das Schickſal ſchmäht, das dieß verhangen:
Spricht ſein Gefährte drauf: Ich habe noch
mein Korn,
Auch hab ich keine Wund' empfangen.
Zwar weiß ich, daß es nicht aus Ehrfurcht
unterblieb.
Ich mochte zu verächtlich ſcheinen;
Doch dafür darf ich auch nicht meinen Tod be-
weinen,
Und die Verachtung iſt mir lieb.

Viel Kaſten Gold ſind ſtets Gefahren aus-
geſetzet,
Wenn ihre Niedrigkeit die Niedrigen beſchirmt.
Doch wird der Reichthum ſtets des Neides
werth geſchätzet.

Wie mancher kennet nicht sein wahres Glück,
und stürmt
Den Himmel Tag vor Tag durch ungestüme
Bitten,
Mit Reichthum ihn zu überschütten.
Und wenn er nun den Wunsch erringt; was
dünket euch?
Wird seine Habsucht nicht damit sich selbst be-
strafen?
Arm schläft er gut. Er wünscht sich reich,
Wozu? Unruhiger zu schlafen?

X.

Das ausgerechnete Glück.

Durchgängig herrſcht der Wunſch nach Glücke,
Und keiner denkt daran, wie leicht er uns berücke.
Ein jeder glaubet, was er hofft.
Der Wunſch nach Glück, den wir doch ſchon ſo oft
Auf dem Betrug ertappet haben,
Betrügt das Kind, und leichter noch den Knaben.
Ihm glaubt noch ehr der Mann, noch williger der Greis.

O wie gelehrt könnt ich hier den Beweis
Aus hundert Büchern wohl entlehnen!
Wie sollten meine Leser gähnen!
Doch dieses überlaß ich denen,
Die sich nach Cleons Ruhme sehnen,
Der sich zu sagen schämt, was ohne schweren Fleiß
Auch wohl ein Unstudirter weiß.
Und itzt sey, ohne Grävs in Noten zu erwähnen,
Ein Tagelöhner mein Beweis,
Der das, was er des Tags verzehrte,
Sich erst, und zwar mit Noth denselben Tag erwarb,
Und der doch herzlich gern Carossen rasseln hörte,
Und, wenn er Reiche sah, fast vor Verdrusse starb,
Daß er nicht auch, wie er wohl wollte,
In schönen Kleidern gehn, und stolz sich brüsten sollte.

Man

Man thut nicht unrecht, wenn man ſchließt:
Der Hochmuth, der doch ſonſt ein vornehm Laſter iſt,
Sey nicht bloß reichem Pöbel eigen.
Mein Michel kann genug bezeugen;
Er könn auch Tagelöhner bläh'n,
Und armen Micheln oft auch in die Köpfe ſteigen.
Vielleicht wird mancher hier in Schlüſſen weiter gehn,
Und glauben, daß auch wohl noch außer ſeinem Neide
Und außer ſeinem Stolz, die Kunſt, bey andrer Leide
Mit trocknen Auge zuzuſehn;
Die Gabe, Leute gut zu plagen;
Die Gabe, bey der Pracht den Aufwand nicht zu ſcheun,
Und für den Unterthan ein theurer Narr zu ſeyn,

In Micheln ſchon unausgewickelt lagen;
Und itzt den Augen nur entflohn,
Weil Niedrigkeit und Armuth ſie verbargen.
Ich kann es keinem nicht verargen.
Ich ſchließe ſelber ſo. Oft wieſen ſie ſich ſchon,
Wenn er den armen Mitarbeitern
Befahl, und zwar mit Unverſtand befahl.
Denn ſein Geſicht ſchien ſich nach dieſem allemal
Vor Selbſtzufriedenheit durch Lächeln aufzuheitern.
Ich glaube kurz und gut, ohn ihm zuviel zu thun,
Daß er ſich recht zum Reichen ſchickte.
Das ſagt genug.

Wen wundert es wohl nun,
Daß Michel, da es ihm, ich weiß nicht wie, einſt glückte,

Daß

Daß eine Nachtigall von ihm gefangen ward,
Das Glück, auf das er längſt geharrt,
Schon mit der Nachtigall, der er die Freyheit raubte,
In ſeiner Hand zu halten glaubte.

Er dachte: Ja gewiß! Dem Vogel ſeh ichs an,
Daß er vortreflich ſchlagen kann.
Er iſt ja gar zu ſchön, und für ein ſolches Thier
Hat unſer Herr wohl eh zwölf Thaler hingegeben.
Von Steffen weiß ichs noch. Warum glückt es denn eben
Nur unſerm Steffen, und nicht mir?

Nun! Die zwölf Thaler hätt ich dann!
Nur fragt ſichs, wie ſind die recht weislich anzulegen? —

Zu Pferden? — Ja, des Nutzens wegen
Wär es ganz gut. Doch nein! Das geht nicht an,
Sie freſſen manchem ſein Vermögen.
Wozu denn? — Könnte mirs nicht der Verwalter ſagen,
Der ſich ſo reich gemacht? Er iſt darinnen klug.
Doch bin ich nicht ein Narr? Was ſoll ich andre fragen?
Hab ich nicht ſelbſt Verſtand genug?

Auf Michel! Denke nach! Der Einfall wird ſchon kommen. —
Ha! ha! — Vortreflich! Ja! Das heiß ich liſtig ſeyn.
Ich dacht es wohl, er würde ſchon noch kommen.

Was lange währt, wird gut. Wie will ich mich nicht freun?
Zwo Kühe ſchaff ich mir. Die wären alſo mein.

Nun weiter! Wenn ich erſt davon die Nutzung ziehe;
(Und die iſt warlich auch nicht klein)
So kalbet jede Kuh. Aus Kälbern werden Kühe,
Und Kühe würdens doch wohl ſeyn.
So wären denn mit leichter Mühe,
(Denn zwey und zwey macht vier,)
Vier fette Kühe mein.

Vier Kühe? Meinertreu! Die ſind nicht zu verſchmähn.
Sie ſind zwar freylich wohl noch keine ganze Heerden.

Geduld! Laßt denn drey Jahre nur vergehn!
Da soll es erst gar anders werden.
Was gilts? Da nimmt mein Reichthum sichtlich zu.
Denn nach drey Jahren kalbt auch jede junge Kuh,
Wenn in der Zwischenzeit die Alten jährlich kalben;
So daß im vierten Jahr nun schon acht Kühe kalben,
Und übers sechste Jahr schon sechzehn Kühe kalben.
Ist eine gleich dabey, die nicht kalbt; meinethalben!
Was schadet das? Zudem wird das auch nicht geschehn.
Das wären also — Laßt doch sehn!
(Die Stücken mitgezählt, die noch nicht trächtig gehn;

Denn

Denn mit der Zeit ſinds alle Kühe;)
Das wären übers dritte Jahr,
Wenn meine Rechnung richtig war —
(Erſt vier — und dreymal vier — und dazu noch acht Kühe —
Wahrhaftig ja! Es trifft aufs Haar!
Man denke!) Vier und zwanzig Kühe.
So bald? Denn wie geſchwind vergehen nicht drey Jahr?
So bald und mit ſo wenig Mühe?
Ach Michel! Vier und zwanzig Kühe!
Was fängſt du denn mit ſo viel Kühen an?
Da biſt du ja im Dorf der reichſte Bauersmann.

Doch damit iſts noch nicht gethan.
Die Hälfte, die verkauf ich dann,
Und das gelöſte Geld leg ich auf Acker an.
Den aber wird mir Gott ſchon ſeegnen.

Was andern ſchon begegnet iſt,
Das kann ja wohl auch mir begegnen.
Ich bin ja, denk ich, auch ein Chriſt;
Denn ſänn ich mich auch todt, ſo wüßt ich in der That
Den Sonntag nicht, da ich den Gottesdienſt verſäumet.
Wenn mir vom Diebſtal auch manchmal geträumet hat:
So hat mir doch davon nur bloß geträumet.

Ich halte dann mein Korn zurück,
Und ſchütt es auf; darauf ſteht keine Strafe.
Dann wird ein theures Jahr. Denn meiſtens kömmt das Glück
Dem, dems Gott geben will, im Schlafe.
Zur Bitte geb ichs dann; doch um den höchſten Preis;

Und im Verkauf wird auch mein Vortheil nicht vergeſſen.
Denn, wers nur recht verſteht, der weiß
Mehr, als er hat, heraus zu meſſen.

Das alles bringt nicht wenig ein.
Dann kauf ich mir bey Leipzig eine Schenke,
Weil ich, wie unſer Wirth, da gut zu ſchneiden denke;
Denn wer kann immer ehrlich ſeyn?
Ein mäßiger Betrug pflegt ſchon noch mitzugehen.
Die Sünd iſt ja nur klein, wenn man ſie auch begeht;
Wird doch darauf nicht gleich die Hölle ſtehen,
Da ja der Galgen auch nicht auf acht Groſchen ſteht.
Ein Wirth hat überdieß noch Mittel außerm Schneiden.

Gehts

Gehts nicht am frömmſten zu: Was geht denn
mich das an?
Wenn es der Junker leiden kann:
So kann es ja der Wirth wohl leiden.

Nach drey, vier Jahren drauf verkauf ich
Schenk und Feld,
Zieh in die Stadt, und leih den Armen
Um zwölf Procent, doch nur auf Pfänder, Geld;
Denn fremder Noth ſoll man ſich ja erbarmen.
Man macht zwar ſehr viel Weſens draus,
Weil auch wohl ohne Pfand die Chriſten lei-
hen ſollen.
Doch wenn leiht unſer Pfarr wohl ohne Pfand
was aus?
Der wirds doch auch verſtehn, und ſelig wer-
den wollen.
Stets hat er zwölf Procent genommen,
Und keinem was daran geſchenkt.

Wo der einſt hinzukommen denkt,
Da denk ich auch einſt hinzukommen.

Vortrefliche Moral! Die Sache ſelber zwar,
So ſehr ſie auch empört, war leider! dennoch wahr.
Die ſchöne Folge draus iſt gleichfalls, wie ich denke,
Bey einem Michel wohl nicht eben wunderbar.
Dergleichen Weisheit wohnt in einer jeden Schenke.
Doch das vielleicht ſcheint manchem wunderbar,
Daß es nicht Weisheit aus der Schenke,
Nein, Weisheit ſeines Junkers war.

Nun iſt ja Michel reich. Was wird er weiter denken?
Er denkt: Dann ſoll mein Staat die Rathsherrn alle kränken.

Ich

Ich werde für mein Geld wohl gar ein Edelmann.

Der Herr von Michel? Ey! Wem stünde das nicht an?

Der Tagelöhner, der sein Brodt mit Müh gewann,

Ist nun ein Herr, der auch auf seine Titel trotzet.

Wie schön wird das nicht seyn, wenn ich da sagen kann:

Kerl, hört ihr nicht? Das Kleid, das so von Golde strotzet!

Wie schön wird das nicht seyn, wenn dann ein jeder spricht:

Kennt ihr den gnädgen Herrn, den Herrn von Michel, nicht?

Der Herr von Michel wird kein Narr seyn, und noch gehen.

Er wird sich auch in Kutschen blähen.

Sodann

Sodann erfährt der Hof, das alles von mir
spricht.
Dann will ich mich erſt recht geberden,
Denn ich kann noch, wer weiß was, werden.
Ein Dummkopf bin ich doch auch vor dem
Geyer nicht.
Doch ſoll der Hof mich erſt recht bitten müſ-
ſen.
Die, die er ſchickt, will ich kaum grüſſen;
Sie ſollen noch dazu mir erſt die Füße küſſen.
Wenn man mich gnug gebeten hat,
So will ich mich nach Hofe fahren laſſen.
Um mich zu ſehn, läuft alles auf die Gaſſen;
Da werd ich ein Geheimderrath!
Ha! ha! Geheimderrath! Geheimderrath!
Denkt an!
Wär ich das, wenn dabey nicht mein Verſtand
gethan?

Kömmt dann einmal mein Junker nur,
Mir unterthänig aufzuwarten;
Mein Seel! Das ist ein hoher Schwur!
Den laß ich ganze Stunden warten.
Ich krieg ihn, daß er jüngst mich einen Bengel hieß,
Und gar ins Loch mich stecken ließ.
Hört, sprech ich gleich: Ihr Bengel, könnt ihr warten?

Gräfinnen werden sich bemühn,
Mich listig in ihr Garn zu ziehn.
Sie werden mir die Hand zerküssen,
Daß ich sie nehmen soll. Ja! laßt sie schönstens grüssen!
Der Herr Geheimderath ist dazu allzu schlau,
Und eine Gräfinn wird gewiß nicht seine Frau.
Kömmt eine Herzoginn; so kann das ehr geschehen.

Frau Herzoginn, wir wollen ſehen.
Sie warte nur. Kömmt Zeit, kömmt Rath.
Wenn ſie alsdann ein Herzogthum nur hat:
So will ich ihr mein Jawort geben.

Wie luſtig wird dann nicht Herr Herzog Michel leben!
Dann drück ich die, die mich vordem gedrückt;
Doch will ich mich mit Arbeit nicht vermengen,
Und wer ſich nicht vor mir bis auf die Erde bückt,
Den laß ich auf der Stelle hängen.
Dann will ich rund um mich die großen Herren ſehen.
Dann will ich meine Noth vergeſſen,
Und täglich Schweinebraten eſſen,
Und täglich in die Schenke gehn.

Doch pfuy! Ich weiß nicht, was ich denke.
Wie komm ich wieder auf die Schenke?
Das würde gleich für einen Herzog stehn!
Nein! Meine Frau soll mir den Wurzner holen,
Ich spreche: Hole Bier! Nun Frau? Was heißt denn das?
Du gehst noch nicht? Du stolze Närrinn, was?
Du willst nicht thun, was dir dein Herr befohlen?
Was? Eingebildtes Mensch? Du darfst noch murren? Du?
Geh diesen Augenblick! Geh! Geh! Sonst schlag ich zu.

Hier kann der Herzog sich nicht fassen,
Er öffnet seine Hand, von Wut ganz ausgelassen,

Um die Frau Herzoginn zu ſchlagen, daß ſies fühlt.
Der arme Schelm hat aus der Acht gelaſſen,
Daß er in dieſer Hand ſein Herzogthum noch hielt.

O das war ein betrübter Fall!
Wie war nun Micheln wohl zu rathen?
Denn ihm entfloh die Nachtigall.
Und mit ihr Herzogthum, und Bier und Schweinebraten.

XI.

Die Menge der Freunde.

Wenn jeder gleich verdient, ein Freund genannt zu werden,
Der, wenn er uns erblickt, mit lächelnden Geberden,
Uns grüßt, uns gern zu sehen scheint;
Der eilt, und den Besuch uns niemals schuldig bleibet,
Beym Weine mit uns scherzt, und uns die Zeit vertreibet;
Was ist gemeiner, als ein Freund?

Jedoch

Jedoch gehört allein für den des Freundes Name,
Der unſre Sorgen theilt; gerührt von unſerm Grame,
Mit uns in unſerm Unglück weint;
Uns, eh wir bitten, hilft; uns liebt, doch uns nicht ſchmeichelt;
Ja, träf ihn unſer Zorn, nicht unſern Lüſten heuchelt;
So iſt nichts ſeltner, als ein Freund.

Dieß glaubt' auch Sokrates. Wer weiß, ſcheint er nicht vielen,
Die vor dem Glück noch nicht der Freunde Mangel fühlen,
Wenn ich erzählt, was er geſagt,
Ein Menſchenfeind zu ſeyn, den ſeine Milzſucht plagt.

Als er ein kleines Haus ſich einſtens angelegt,
Fragt ihn, ich weiß nicht, wer? wie nun der Vorwitz pflegt:
Was doch dem großen Mann, dem weitberühmten Weiſen,
Den ſelber die Orakel preiſen,
Die enge Hütte nützen ſoll?
Der Weiſe ſpricht darauf: Wie viel wollt' ich drum geben;
O wie vergnügt wollt' ich nicht leben,
Hätt' ich es erſt von wahren Freunden voll!

Wer dieß dem weiſen Mann verdenkt,
Der weiß noch nicht die Anzahl ſeiner Feinde,
Die ihn theils öffentlich, theils heimlich auch gekränkt.

Doch hätt' er euch gekannt, ihr Freunde,
Die mir des Himmels Gunſt geſchenkt:
So zweifl' ich nicht, er hätt', um euertwillen,
Der ſüßen Hoffnung nicht entſagt,
Mit Freunden, die kein Sturm verjagt,
Sein kleines Haus ganz anzufüllen.

XII.

Der Knabe und die Biene.

Ein Garten, der mit Blumen prangte,
Ward von den Bienen oft beſucht,
Und nie beſuchten ihn die Bienen ohne Frucht.
Was eine Biene nur verlangte,
Und was nur ihre Kunſt zum Bauen haben muß,
Das fand ſie hier im Ueberfluß.

An ihm fand auch ein Knabe ſein Vergnügen,
Und, konnt' er hier ſpazieren gehn,
So ließ er gern ſein Spielzeug liegen.

Er

Er wußte ſich nicht ſatt zu ſehn,
Und hielt (wie konnt' es ihm hier je an Freuden fehlen?)
Den buntſten Stoff, die prächtigſten Juwelen,
Bey einer Blume nicht für ſchön.

Ein Mohn ſchien rund um ſich die Blumen zu beſchämen.
Der Mohn war voll und bunt; er ſteht dem Knaben an.
Er bricht, wie man leicht denken kann,
Ihn hurtig ab, ihn mitzunehmen.
Er bricht ihn hurtig ab, und ſieht die Biene nicht,
Die auf der Blume liegt, und ſich viel Wachs verſpricht.

Die Biene zürnt, und denkt: Er ſolls empfinden.
Was zürnt ſie denn? Sie kann das, was ſie hier verlor,
Gleich bey dem nächſten Mohne finden.
Doch handelt wohl die Rachgier je nach Gründen?
Den Gründen geht bey ihr, was ihr der Zorn räth, vor;
Und ſchwachen Feinden iſt die Rachgier angeboren.

Der Knab erſchrak, da er die Biene fand.
Das Thierchen, das bey ſich ihm Rache zugeſchworen,
Fliegt ſummend ihm um ſeine Hand.
Sie ſticht ihn voller Wut. Ihr Stachel bleibet ſtecken.
Ihr geht es ſo, wie es der Rachgier meiſtens geht.

Der

Der Rache kleine Luſt zu ſchmecken,
Und einen kurzen Schmerz dem Knaben zu erwecken,
Stirbt ſie durch ihren Zorn, und ſie erfährt zu ſpät,
Daß, wer von Rachgier leicht entbrennet,
Nie ſeinen eignen Vortheil kennet.

Ihr, großen Seelen, zwar braucht ſolcher Lehren nicht.
Weil euer Herz ſich nie in Rach ein Glück verſpricht.
Doch kleine Seelen, ihr, ihr braucht dergleichen Lehren!
Aus andrer Schaden lernt, nach Rache nie begehren.

XIII.

Die Roſe und der Schmetterling.

Ein Garten war an Blumen reich,
Und, ob gleich alle leicht gefallen,
Gefiel doch jedem Auge gleich
Die Roſe vor den andern allen;
Weil aus ihr, ohne ſtolze Pracht,
Gefälligkeit und Anmuth lacht.

Es ſchwärmte hier ein Schmetterling,
Den alle Blumen leicht entzückten,
Und den gleich jede wohl empfieng,
Weil ihn die ſchönſten Farben ſchmückten.

Die

Die Roſe macht ihn auch verliebt,
Die roth wird, ſeufzt, und ſich ergiebt.

Er ſchwört, ihr treu zu ſeyn, und ſiegt.
Was für ein Glück gleicht wohl dem ſeinen?
Doch da ein Augenblick verfliegt,
Fängts ihm ſchon an, ein Jahr zu ſcheinen.
Er wendet ein Geſchäffte vor,
Und flattert ſchnell von ihr empor.

Der Abend bricht geſchwinder ein,
Als er zur Roſe wiederkehret.
„Wer kann, wie du, ſo treulos ſeyn?
„Wer bricht den Schwur, noch da er ſchwöret?
So ſtraft, von Eiferſucht entbrannt,
Die Roſe ſeinen Unbeſtand.

„Von mir, Untreuer, eilteſt du
„Zu jener ſo gemeinen Nelke;

„Und

„Und jeder Blume fliegst du zu.
„Denn ob sie frisch sey, ob sie welke,
„Das gilt dir gleich. Gefiel dir doch
„Die halbverblühte Lilje noch.

„Dich hielt der widrige Geruch
„Nicht ab von jener Kayserkrone.
„Dort schwärmtest du, so zum Versuch,
„Im Kreiß' umher von Mohn zu Mohne.
„Du hast, so eitel du sonst bist,
„Stiefmütterchen sogar geküßt.

Er, welcher frechen Stutzern glich,
Sprach frostig, ohne sich zu schämen:
„Die Klage steht doch fein für dich.
„Kannst du im Ernst mirs übel nehmen?
„Stört so ein Nichts gleich deine Ruh?
„Verbuhlte, mach ichs nicht, wie du?

„Mich

„Mich kränkte darum kein Verdruß,
„Daß mir dein falſcher Schwur geheuchelt.
„Ich ſah doch, wie mit ſanftem Kuß
„Der loſe Zephyr dir geſchmeichelt.
„Du ſahſt den Flattrer zu dir nahn,
„Und lächelteſt ihn ſchalkhaft an.

„Und gegen wen bliebſt du wohl hart?
„War nicht die Biene dir willkommen?
„Die wilde Bremſe ſelber ward
„Von dir gefällig aufgenommen.
„Dich nimmt ſo gar die Sehnſucht ein,
„Dem Mückenpöbel ſchön zu ſeyn.„

Und ſchämte nun die Roſe ſich?
Sie ſchalt den Schwätzer für vermeſſen.
„Du nimmſt dir gleiches Recht, als ich?
„Wie darfſt du dich ſo ſehr vergeſſen?

„Iſt nicht, dem lächeln, der mich liebt,
„Ein Recht, das mir die Schönheit giebt?„

Wie mancher merkt ein Laſter nicht,
Das ſeiner doch ſich ganz bemächtigt,
Verletzet kühnlich ſeine Pflicht,
Und hält ſich wohl dazu berechtigt,
Da ers doch bald für ſtrafbar ſchätzt,
Wenn auch der andre ſie verletzt.

XIV.

Der Hund.

Ein Hund, der tapfer ſcheinen wollte,
So furchtſam er im Herzen war,
Kroch, als ein Wandersmann einſt vor ihm zittern ſollte,
Erſt zur Verhütung der Gefahr
So plötzlich hinter ſeine Thüre,
Als ob ein Leid ihm wiederführe;
Sodann bell er aus aller Macht.
Der Wandrer gieng vorbey, und gab auf ihn nicht Acht.

Ohnfehlbar wird er ausgelacht;
Doch wollt ich seine Brüder zählen,
Die er bey unserm Pöbel hat:
So sollt es ganz gewiß mir nicht an Arbeit fehlen.
Ich weiß, ich zählte mich bald satt,
Noch eh es mir geglückt, die ganz zu überzählen,
Die auf die Mächtigern mit großem Lärmen schmähn.
Und alle Frechheit sich erlauben,
So bald sie sich nur sicher glauben,
Und hinter einer Thüre stehn.

XV.

Das Mittel wider die Taubheit.

Ein Philoſoph, der oft für andre denket,
Und nie für ſich philoſophirt;
Ein Bürger, welcher ſich bey ſeinem Weinglas kränket,
Daß noch kein Fürſt den Staat nach ſeinem Sinne lenket,
Da ſeine Frau indeß ſein Haus regiert;
Ein ungeſtümer Moraliſt,
Der uns den Zorn erſticken lehret,
Und ſchimpft, und ſich erzürnt, wenn man ihn nicht gleich höret;

Ein bettelnder verarmter Alchymiſt,
Der ſchwört, daß er die Kunſt beſitzt, uns reich zu machen,
Und ſelber doch ein Bettler bleibt;
Ein Narr, der kühn es wagt, die Narren zu verlachen;
Ein Kritikus, der uns durch Eigenlob betäubt;
Ein wäßriger Poet, der Helden in Gedichten
Meynt Ehrenmäler aufzurichten,
Und ſelber ſich verächtlich ſchreibt;
Ein Hauptmann, welcher flucht, wenn ſich ſein Volk nicht wehrt,
Und ſelbſt den Feinden oft den Rücken zugekehrt;
Sind gleich gemein, und gleich belachenswerth.

Einſt macht ein Medicus den Kranken und Geſunden
In allen Zeitungen bekannt;
Er habe durch die Müh, die er darauf verwandt,
Ein herrlichs Elixir zum Dienſt der Welt erfunden;
Ein Elixir von ganz beſondrer Art,
Das von der Taubheit heilt, und auch davor bewahrt.
Als er darauf der Länge nach erzählte,
Es hülfe denen auch, die Gicht und Milzſucht quälte,
Ja keine Krankheit faſt vergaß:
So ſah man wohl, daß ihm zum Charlatan nichts fehlte,
Als, daß er nicht zu Pferde ſaß.

Auch einer, den ſonſt nicht ein Praler leicht bethörte,
Beſchloß, bloß weil er nicht gut hörte,
(Denn was thut nicht der Wunſch geſund zu ſeyn?)
Die Koſten nicht dabey zu ſcheun,
Und ließ ſich für ſein Geld die Ohren tauber ſchreyn.

Der Doctor war bereit, dem guten Mann zu rathen,
Er nahm aus ſeiner Feder ab,
Daß er von Adel war, und gab ihm um Dukaten,
Was er um Groſchen Bauern gab.

Der Mann klagt ſeine Noth; der Doctor lärmt und pralet.
Der Doctor fodert; er bezahlet,

Nimmt

Nimmt drauf ſein koſtbar Elixir,
Und dankt ihm ſehr erfreut dafür.
Der Doctor denkt; er will ihn etwas fragen.
Voll von des Kranken Zuverſicht,
Verſchnappt er ſich dabey, und ſpricht:
„Ich höre nicht gar wohl. Sie müſſens lau-
„ter ſagen.„
Der Kranke ſetzt den Augenblick
Die Tropfen wieder hin, und nimmt ſein Geld
zurück.
Kurz, es zerſchlägt ſich gleich durch ſein Verſehn
der Kauf.
Er lernt hieraus den Doctor näher kennen.
Empfiehlt ſich ihm, und ſpricht: „So bald Sie
„hören können:
„So wart ich Ihnen wieder auf.„

XVI.

Die Krähe.

Als eine Kräh einſt ihr Gefieder
Mit Pfauenfedern ausgeſchmückt:
Beſah ſie ſich, von ſich entzückt,
Und hieß die Pfauen ihre Brüder,
Und miſchte ſtolz in ihre Schaar ſich ein,
Und glaubte ſchon, der Junc Pfau zu ſeyn.
Die Pfauen ſahen dieß, beraubten ihr Gefieder
Des Schmucks, den ſie geborgt, und mit ihm aller Pracht.
Der kaum gewordne Pfau ward eine Krähe wieder,
Und ſelbſt von Schwalben ausgelacht.

Als einſt ein Reimer ſeine Lieder
Mit fremder Kühnheit ausgeſchmückt,
Beſang er ſich, von ſich entzückt,
Und hieß die Dichter ſeine Brüder.
Er drängte ſtolz in ihre Zunft ſich ein,
Und dünkte ſich ein Haller ſchon zu ſeyn.
Die Dichter ſahen dieß, beraubten ſeine Lieder
Des Witzes, den er ſtahl. Wo war nun ſeine Pracht?
Der neue Haller ward ein ſeichter Reimer wieder,
Und ſelbſt von Dumſen ausgelacht.

XVII.

Der Spiegel.

Das arme weibliche Geſchlecht
Muß oft allein die Spöttereyen hören,
Die auch, verführe man nur allezeit gerecht,
Nicht wenigen von unſerm nöthig wären.

Wie oft, und zwar mit Recht, beſchuldigt
man ſie nicht;
Die meiſten ſchmückten nur mit Sorgfalt ihr
Geſicht,
Hingegen ließen ſie die Seele, wie ſie wäre,
Und ließen Tugend Tugend ſeyn.

Doch ſuchen ſie allein, bloß in der Schönheit, Ehre;
Nimmt dieſe Thorheit nie die Mannsperſonen ein:
So müſſen viele Mannsperſonen,
Wenn dieſe Folge gilt, auch Frauenzimmer ſeyn,
Die, wenn ſie noch ſo ſehr ſich ſonſt vor Arbeit ſcheun,
Doch bey dem Putz nicht ihre Hände ſchonen;
Die mit ſo viel Geduld, als eine Schöne hat,
Ja noch mit mehr Geduld vor ihrem Nachttiſch ſtehen;
Und müde zwar, doch noch von ſich nicht ſatt,
Nach Stunden ungern von ihm gehen,
Weil ſie die Eitelkeit ſo gut, als Mädchen plagt.

Zu dieſer Eitelkeit muß in dem ſchönen Knaben
Ein guter Grund bereits gelegen haben,
Von welchem uns der kluge Phädrus ſagt.

Es hatten allen Reiz, der ſchnell entzückt und blendet,
Die Gratien an ihn ohn alles Maaß verſchwendet,
Daß er dem kleinen Sohn der Venus ähnlich ſah.
Doch da ſie ihn geſchmückt: So hatten ſie indeſſen
Die arme Schweſter ganz vergeſſen,
Und nicht einmal den Reiz ihr kärglich zugemeſſen.

Er und die kleine Hekuba
Sahn einſt der Mutter Spiegel ſtehen,

Und,

Und, wie nun Kinder ſind, die alles gern beſehen;
So nahmen ſie ihn gleich, und guckten oft hinein;
Doch, wenn ich hier das Recht, was zu vermuthen, habe,
Das Mädchen lange nicht ſo oftmals, als der Knabe.
Er ſcheint ganz voll von ſich zu ſeyn.
Er ſieht ſich an, und noch einmal, und wieder,
Und ſpricht zur Schweſter: Sieh! Nicht wahr? Ich bin recht ſchön?
Ach wie vortreflich wird mein neues Kleid mir ſtehn!
Die Schweſter ſchlägt die Augen nieder.
Doch da er gar nicht ſchweigt, erbittert ſie das nun,
Was ſie zuvor nur ingeheim gekränket,

Weil ſie (ſo wie ſie auch nicht unrecht hatte)
denket,
Er ſag es, bloß ihr wehzuthun.

Sie weint; wie konnt es anders ſeyn?
Ich hätte das zum voraus ſagen wollen:
Sie hätten beide nicht in Spiegel ſehen ſollen,
Sie waren itzt ja beide nicht allein.
Denn gliche ſie an Schönheit auch dem Knaben:
So würd es ſie und ihn zugleich verdroſſen
haben;
Und ſollte ſich ein Paar beym Spiegel nicht
entzweyn:
So müßten beide häßlich ſeyn.

Die Schweſter, welche dieß noch nicht ver-
ſchmerzen kann,
Reizt ihr Verdruß und Neid, ihm auch Ver-
druß zu machen.

Sie

Sie läuft zum Vater hin, und klagt den Bruder an;
Er nähme Frauenzimmersachen.
Sie sieht den Vater an, und spricht:
Nicht wahr? Das schicket sich für Mannspersonen nicht.

Doch er umarmt und küsset beide,
Und klüglich theilt er so der Liebe Zeichen gleich,
Damit das eine Kind das andre nicht beneide.
Drauf spricht er: Künftighin verlang ich es von euch.
Hört, Kinder! Machet mir die Freude,
Und lasset keinen Tag vergehn,
Ohn euch im Spiegel zu besehn.
Er kann euch gute Lehren geben.
Denn dir giebt er den Rath, zu sorgen, daß es heißt;

Die Bildung iſt ſehr ſchön, doch ſchöner noch
der Geiſt.
Er räth dir, ſtets dich zu beſtreben,
Daß dir der Schönheit Werth kein Stolz dar-
auf entzieht;
Dir aber zuzuſehn, daß man dich gerne hö-
ret,
Und der Natur zu Trutz dich ſucht, und liebt,
und ehret,
Und vor der Seele Reiz, der bis ins Alter
währet,
Die Fehler des Geſichts nicht ſieht.

Daß ſie der Spiegel dieß gelehrt,
Das will ich eben nicht verſichern;
Denn auch den beſten Sittenbüchern
Gelingt dergleichen kaum. Was wären Spie-
gel werth,

Wenn

Wenn ſie ſo glücklich uns den Weg der Weis-
heit zeigten,
Und früh das Herz zur Tugend neigten?
Doch wenn des Spiegels kluger Rath
Auch dieſesmal gefruchtet hat;
So wollt ich viel verwettet haben,
Daß er beym Mädchen eh gefruchtet, als beym
Knaben.

XVIII.

Die eitle Nachtigall.

So hoch die Ruhmbegier erhebet,
Die die Natur den edlern Geiſtern gab,
Und die nach andrer Lob nur durch Verdienſte
ſtrebet:
So tief ſetzt uns das Eigenlob herab,
Das allezeit der Ruhm nur deſto ſtärker flieht,
Je ängſtlicher es ſich um ihn bemüht.

In einem Wald voll Nachtigallen
Schlug eine ſonder Ruh. Sie wußte zu gefallen,
Ob gleich der reizende Geſang
Von mancher andern beſſer klang.

Sie

Sie war ſo voll von ihrem Werthe,
Daß ſie, ſo gern ſie auch vom Wald gehöret ward,
Sich ſelber doch am liebſten hörte,
Und wenn das Volk der Luft das Lob gleich nicht geſpart,
Stets ein noch gröſsres Lob begehrte.

Zwar anfangs waren rund um ſie
Die Bäume ſtets beſetzt, und voll begierget Hörer,
Doch täglich wards auf ihnen leerer;
Denn täglich gab ſie ſich im Singen wenger Müh.
Das war kein Wunder; allezeit
Wächſt durch das Lob die Eitelkeit.
Die hat die Tugend nicht, daß ſie im Fleiß erhält.

Sie lehrt uns mehr an uns, als an die andern, denken,
Und pflegt von dem, wodurch man wohl gefällt,
Des Geistes Achtsamkeit allein auf sich zu lenken.

Von Hochmuth aufgeblähr, lobt sie sich allzusehr;
Umringt von Kranichen, von Aelstern, und von Störchen,
Und solchem Federpöbel mehr,
Vermißte sie gar bald die Wachteln, und die Lerchen.

Ihr Ehrgeiz wachet auf; weil sie sich Mühe giebt,
Glückt ihr ein reizend Lied. Doch, gleich darein verliebt,

Schickt

Schickt ſie den Staarmatz ab, die Vögel herzubringen;
Es wär ihr itzt ein herrlich Lied geglückt,
Sie ſey bereit, es ihnen vorzuſingen.

Der Staarmatz war von ihr entzückt.
Ein Narr, doch nur ein Narr, wird dadurch mehr geblendet,
Wenn man an ſich den Weihrauch ſelbſt verſchwendet;
Und ſo war unſer Staarmatz auch.
Er flog umher, und ſchrie: Ihr Vögel, kommt, und höret!
Die Nachtigall auf jenem Strauch
Sang itzt ein treflich Lied. Sie hat ſich ſchon erkläret,
Daß ſie es aus Gefälligkeit
Euch nochmals ſingen will. Brauch: der Gelegenheit!

Es war das Meiſterſtück der Nachtigallenlie-
der.
Dergleichen höret ihr nicht wieder.

Die Vögel hatten es von fern mit Luſt ver-
nommen,
Und keiner war, der es nicht gern erhob.
Doch ſie verdroß das Eigenlob;
Und eine Wachtel ſprach: Was ſollten wir erſt
kommen?
Was braucht ſie uns? Sie lobt ſich ſelber ſchon.
Das Urtheil iſt des Hörens Lohn;
Und das hat ſie uns weggenommen.

XIX.

Der Wolf und das Lamm.

Es ſtillt' in heißen Sommertagen
Ein Lamm einſt ſeinen Durſt in einem hellen Bach.
Schnell kam ein Wolf dazu; und zwar mit leerem Magen.
Ein Umſtand, der nichts guts verſprach!
Und überhaupt ſagt man den Wölfen nach,
Daß ſie die Abentheuer lieben.
Doch der ward noch dazu vom Hunger hergetrieben.

Wer machet, fieng er an mit vollem Grimm zu ſchreyn;
Wer machet dich ſo kühn, mir meinen Trunk zu trüben?
Armſeliges Geſchöpf! Wart! Das ſoll dich gereun.
Dein Frevel ſoll dein Unglück ſeyn.

Wie könnt ich mich bey Ihro Majeſtät,
Verſetzt das Lamm, ſo freventlich vergeſſen.
In Demuth bitt' ich, zu ermeſſen,
Daß es in meiner Macht nicht ſteht,
Deß, was die Ehrfurcht ſchon mir wehrt, mich zu erkühnen.
Ich ſteh ſo weit entfernt von Ihnen;
So kömmt von Ihnen auch der Strom zu mir herab.
Sie nehmen hieraus ſelbſt nach Ihrer Weisheit ab,

Daß

Daß folglich ja ich Ihr Getränke
Auf keine Weiſe trüben kann.

Du trübſt es, hub der Wolf voll Blutdurſt wieder an;
Und es iſt gut, daß ich itzt eben dran gedenke,
Wie du ſchon im verwichnen Jahr
Mir viel Verbrechen angedichtet,
Und viel von mir geſchmäht. Man hat mirs wohl berichtet.

Wie kann das möglich ſeyn; da im verwichnen Jahr
Ich ja noch nicht geboren war?
Ich ſäuge noch. So hat dieß ſchändliche Verbrechen,
Deß ſich auch Roſſe ſelbſt nicht ungeſtraft erfrechen,
Dein Bruder doch begangen. Wie?

Mein Bruder? Herr, ich habe keinen.
Nun wohl! So trifft die Schuld doch der Verwandten Einen.
Denn ihr, ihr schonet meiner nie.
Ihr, eure Schäfer, eure Hunde
Steht alle wider mich im Bunde,
Und lästert mich mit frechem Munde.
Du sollst es nun entgelten. Du!
Schnell faßt des Wolfes heißer Rachen
Das schon halbtodte Lamm, und schleppts dem Walde zu;
Und, ohn' erst lang' ihm den Proceß zu machen,
Verzehrt er es daselbst in Ruh.

XX.

Der Pfau und der Storch.

Der Himmel theilte ſeine Güter,
Der etwas jeglichem, und keinem alles, gab.
Was der von ihm bekam, brach er dem andern ab.
Selbſt die Verſchiedenheit der menſchlichen Gemüther
Sollt unſrer Welt die Einigkeit verleihn.
Ganz übrig ſollte keiner ſeyn.
Sein weiſer Endzweck war, es ſollt auf andrer Gaben
Ein jeder ſeinen Anſpruch haben.

Was thun wir aber? Wir verſchmähn,
Was wir an andern Gutes ſehn;
Uns über andre wegzuſetzen,
Sehn wir es nicht einmal, und ſind mit Willen blind.

Scharfſichtig uns nur hoch zu ſchätzen,
Sehn wir allein, wer wir, wir großen Leute, ſind.

Hochmüthig ſchlug ein Pfau ſein Rad,
In dem ſich, wenn darauf die heitre Sonne ſtralet,
Ein ganzer May von Farben malet.

Zum Storche, der ſich zu ihm naht,
Spricht er: „Wie kannſt du dich ſo nahe zu „mir machen?
„Storch, ſchlage doch ein Rad, wie ich!

„Unſerm

„Unförmliches Geſchöpf, wer ſieht dich ohne
„Lachen?
„Wie häßlich biſt du gegen mich!„

Des Pfaues Stolz zur Scham zu bringen,
Hebt ſich der Storch auf leichten Schwingen,
Und ruft aus ſeiner Höh: Pfau, fliege doch,
wie ich!
Wenn wird dir ſo ein Flug gelingen?
Wie tölpiſch biſt du gegen mich!

Selinde, die um ſich ein Heer von Stutzern
zählte
Der, außerm Witze, gar nichts fehlte,
Schien das Original zum Venusbild zu ſeyn,
Das Phidias vordem gehauen.

Da ſie am Spiegel ſtand, nahm ſie ſich ſelber
ein,
Und ſie beſah ſich mit Vertrauen.

Mit triumphirendem Geſicht
Lacht ſie die Schweſter an, und ſpricht:
„O Schweſter, wenn du kannſt, gefalle doch,
„wie ich!
„Willſt du, daß dein Geſicht ein Herz zur Lieb
„erwecke,
„So bitte mich, daß ich mich erſt verſtecke!
„Wie todt biſt du doch gegen mich!„

Die Schweſter eilt, ein Buch in ihre Hand
zu nehmen,
Und ſpricht, Selinden zu beſchämen:
Selinde, wenn du kannſt, verſteh es doch,
wie ich!

Willſt du, daß auch noch ſpät dich dein Geliebter ehre,
Und ſeine Liebe ſich in Kaltſinn nicht verkehre:
So bitte mich, daß ich dich witzig reden lehre.
Wie albern biſt du gegen mich!

❦ ❦ ❦

Ein trockner Philoſoph beſah ſein Lehrgebäude.
Wie gründlich war er nicht, denn er bewieß ſogar,
Nach ſtrenger Lehrart, ſeine Freude,
Die dieſer Anblick ihm gebahr.

Er lobte ſich allein. Der ſcherzende Poet
Ward auf das gründlichſte von ſeinem Stolz verſchmäht;

Bloß,

Bloß, weil er nicht, wenn er der Thorheit wehrte,
In mathemat'scher Ordnung blieb,
Und, wenn er eine Wahrheit lehrte,
Nicht Theorema drüber schrieb.
Er sprach: „Es mag die Welt, bey deinen Tändeleyen
„Sich noch so pöbelhaft erfreuen!
„Sey doch so gründlich, als wie ich!
„Freund, wenn du kannst, so demonstrire.
„Was nützt der Wahrheit doch dein liebliches Geschmiere?
„Wie seichte bist du gegen mich!„

Der Dichter zeigt ihm ein Gedicht;
Er sieht ihn lächelnd an, und spricht:
Du magst dich, übern Werth von deinen Grübeleyen,
Auch noch so syllogistisch freuen!

Freund,

Freund, wenn du kannſt, ſo dichte einmal,
wie ich!
Wag es, ſechs Verſe nur zu machen,
Worüber nicht ſelbſt Kinder lachen,
Wie froſtig biſt du gegen mich!

So könnt ich auch vom Edelmann erzählen,
Der einen großen Mann, den jeder hoch geſchätzt,
Zum Pöbel mit hinab geſetzt,
Weil ihm die ſechzehn Ahnen fehlen,
Die meiſtentheils, ſo hoch ſein Stolz ſie hält,
So ritterlich, wie er, die Wiſſenſchaften haßten.
Und die auf ihrem Dorf ihr Geld
Theils ſammelten, und theils verpraßten.

Jedoch beſchrieb ich alle die,
Die, von ſich ſelber voll, der andern Werth verlachen;
Was gilts, ſo wollt' ich ohne Müh
Die eine Fabel nur zum dicken Buche machen.
Wer auf ſein Nichts ſich, gleich dem Pfaue, bläht,
Der mag nur ſein Gewiſſen fragen.
Statt deſſen, welchen er verſchmäht,
Kann dieſes ihm darauf des Storches Antwort ſagen.

XXI.

Der Eichbaum und das Schilf.

Ein Eichbaum, der zur Höh ſtets aufgerichtet blickte,
Sah wie im Teiche ſich das ſchwanke Schilf oft bückte,
Und ſah es mit Verachtung an.
Wie leicht ſprach er, wie leicht biſt du zu überwinden!
Der junge Weſt, der ſchwächſte von den Winden,
Der doch durch ſeinen Hauch kaum Bäche runzeln kann,

Demüthigt dich nach seinem Eigensinn,
Und läuft oft über dich mit leichten Füßen hin.
Gleich ohne Widerstand dem Anfall nachzugeben,
Ist eine Niederträchtigkeit.
Es rüste wider mich der Nord sich auch zum Streit:
Ich will mit Unerschrockenheit
Dem starken Ringer widerstreben.

So höhnet er am Schluß, voll stolzer Dreistigkeit,
Die Klugheit, der Gewalt zu weichen.
Doch Weichen ist nicht allezeit
Furchtsame Niederträchtigkeit,
Und Widerstand ist nicht stets Tapferkeit;
Nicht selten ist er auch ein Zeichen
Tollkühner Unbesonnenheit.

Der Eichbaum lehret es; denn, noch indem
er ſprach,
Schwang ſich ein Nordwind auf, der wild die
Flur durchheulte,
Mit ſtarken Fittigen die ſchwarzen Lüfte theilte,
Und brauſend auf den Eichbaum eilte.
Das Schilf, das vorhin ſchwieg, giebt itzo
bückend nach,
Und ſo entrinnt es dem Verderben.
Der Eichbaum, der getrutzt, muß ſterben.
Der Nordwind naht ſich, kämpft, und ſiegt;
Der Eichbaum widerſteht und liegt,
Ob ſeine Wurzeln gleich bis in den Abgrund
reichen.

Jetzt ſpricht das Schilf, das ſich aus Klug-
heit nur geſchmiegt:
O! Hätteſt du gewußt, zu weichen!

XXII.

Kayſer Siegismund.

Als Schmeichler ſahn, daß Kayſer Siegismund,
Der recht die ſchwere Kunſt, ein Fürſt zu ſeyn, verſtund,
Nicht ſeine Feinde bloß verſchonte,
Nein, ihren Haß mit Wohlthun gar belohnte;
War ihrer Einſicht dieß zu ſchwer.
Den Feinden wohlzuthun! O wären ſie, wie er,
Sie wollten ſie gar anders ſtrafen.
Dieß thäten ſie, als bloße Grafen,
Geſchweig als Kayſer, nimmermehr.

Das glaub ich ihnen wohl. Die Großmuth
überſteigt
Den Horizont der kleinen Seelen.
Zu dem ſo waren ſie auch völlig überzeugt,
(Dergleichen Grundſatz wird an Höfen niemals
fehlen,)
Ein Fürſt ſey dazu Fürſt, nach Willkühr zu be-
fehlen,
Und, daß für eines Luſt und leichtre Schwel-
gerey
Ein ganzes Volk geboren ſey.

Die Misgunſt öffnete den Mund.
Sie riethen tiefgebückt dem Kayſer Siegis-
mund,
An den Verwegnen ſich zu rächen;
Denn Wohlthun reize nur zu ſträflichern Ver-
brechen.

Der Kayſer lacht, und ſprach: Räch ich mich
nicht an ihnen?
Beſchämet müſſen ſie itzt ihren Haß bereun.
Sie werden ſichs nicht mehr erkühnen,
Und ihres Kayſers Feinde ſeyn.
Itzt achten ſie mich hoch, ſo ſehr ihr Herz ſich
wehrt.
Hätt ich gethan, was ihr begehrt:
So hätt ihr Herz, durch meinen Haß empört,
Ein Recht erhalten, mich zu haſſen.
Sollt ich den Vortheil ihnen laſſen?

O wie beneidenswerth iſt nicht der Großmuth
Ruhm?
Aus ihm quillt gröſsre Luſt, als alle Rache ſchen-
ket.
Ein Kayſer, der wie Siegmund denket,
Verdient gewiß ſein Kayſerthum.

XXIII.

Der Dieb und der Hund.

Wer plötzlich anfängt zu verſchenken,
Und ſonſt doch nicht im Ruf der ſeltnen Groß-
muth ſteht,
Iſt Thoren angenehm, da er mit ſeinen Ränken
Doch niemals Kluge hintergeht.
Er will ſie zu Gehülfen dingen,
Wohl zehnfach das Geſchenk ihm wieder einzu-
bringen,
Und ſollt ihr Beyſtand auch darinnen nur be-
ſtehn,
Indeß auf das Geſchenk, und nicht auf ihn,
zu ſehn.

Ein ſchlauer Dieb ſah einſt ſich einen Reichen aus,
Und ſtieg zur Nachtzeit in ſein Haus,
Weil er ſich dieß und das daraus zu holen dachte:
Trutz ſeines leiſen Tritts, erwachte
Des Hauſes muntrer Hund, und boll.
Dem Diebe kam das Bellen ungelegen.
Er ſucht ihn durch ein Brodt zum Schweigen zu bewegen.
Wahr iſt es, ſpricht der Hund, dieß Brodt riecht treflich wohl;
Jedoch, ich merke ſchon, es ſoll
Mich in der Eil zufrieden ſtellen.
Die Hand, die insgeheim uns Hunden etwas beut,
Pflegt gern zu nehmen. Nein! Hier braucht es Wachſamkeit.
Und dieſe ſchnelle Mildigkeit
Bewegt mich deſto mehr zu bellen.

Fabeln
und
Erzählungen.

Zweytes Buch.

Prologus.

Nicht etwan in den Schönen nur
Herrscht das Verlangen zu gefallen.
Die weise gütige Natur
Gab es mit der Vernunft uns allen.

Aus ihm entspringt die Ruhmbegier;
Und, wenn schon öfters die durch Ehrgeiz sich entadelt,
Wer ist so ungerecht, daß er sie immer tadelt?
Denn wie so viel verdankt man ihr?
Sie, sie erwecket das Genie,
Erleichtert auch ihm alle Müh,
Und unsre Welt beglückt nur sie
Mit Demosthenen, mit Homeren;

Ja,

Ja, zu Achillen macht sie die,
Die ohne sie Thersiten wären.

Wenn ein fanat'scher Moralist
Auf sie in ganzen Bänden schmähet,
Und darthut, daß sie sündlich ist,
So weiß ich doch, daß er die Sünde selbst begehet;
Er sucht den Ruhm, daß er sie wohl geschmähet.

Ich wenigstens gesteh die Schwachheit ein,
Wenns eine Schwachheit ist. Es würde, wie ich wette,
Nicht eine Fabel mir jemals gelungen seyn;
Wenn keines Kenners Lob mich unterstützet hätte.
Und ist wohl der, dieß zu erlangen, werth;
Der träge, wo nicht stolz, nach Beyfall nicht begehrt?

Nicht etwan nur der Narr läßt ſich vom Lobe rühren.
Den Klugen rührt es auch. Doch welch ein Unterſcheid!
Nur einen Umſtand anzuführen,
So reizt den Klugen nur des Lobes Gründlichkeit.
So bald dem Lobe die gebricht,
So wirds von ihm nicht angenommen.
Dem Narren aber iſt ein jedes Lob willkommen;
Er mags verdienen, oder nicht.

So mag denn (Fabeln iſt ja dieſes Vorrecht eigen,
Daß man, was ſonſt die Galle leicht empört,
Am liebſten noch von ihnen hört,)
Auch dieſen Satz itzt eine Fabel zeigen.

I.

Die Krähe und die Nachtigall.

Der Krähe war einſt eingefallen,
Gleich dichteriſchen Nachtigallen
Durch ihre Stimme zu gefallen.
O! wie gefiel ſie ſich, wenn ſie
Ihr Lied, das jedes Ohr betäubte, ſonder Müh,
In ewiger Monotonie,
Und Tag vor Tag aus heiſchrer Kehle ſchrie.

Sie ſammelte, ſo oft ſie ausgeſungen,
Für ſich des Beyfalls Stimmen ein.

Den Eulen hatt' es meiſt ganz allerliebſt geklungen.
Ein Rabe ſchrie: Was könnte beſſer ſeyn?
Dem Stieglitz hatte ſie durch viel Bewunderungen
Den Beyfall endlich abgedrungen.
Des Kranichs Urtheil nach war gar die Stimme fein.
Sie hatte ſchon das Lob der Menge.
Das Lob der Nachtigall ward noch von ihr begehrt.
Sie fühlte zwar nicht ihrer Lieder Werth;
Sie wünſchte ſichs, bloß weil ſie oft gehört,
Daß die am allerſchönſten ſänge.

Nicht weit davon ſchlägt eine Nachtigall.
Dem ganzen Walde ſagts der laute Wiederhall;
Der ganze Wald horcht zu. Gleich ſetzet ſich die Krähe

Auf einen Eichbaum in der Nähe;
Und nun bestürmt sie ihre Gunst
Mit Listen, welche sich bey Dichtern ohne Gaben,
Als wahren Erben ihrer Kunst,
Seit dieser Zeit bis itzt erhalten haben.

Bald billigt sie die Stellen ihrer Lieder,
Wenn sie, als ob ein Ton vor andern ihr geglückt,
Mit ihrem Kopfe seitwärts nickt,
Und gierig nach ihr guckt. Bald fährt sie, als entzückt,
Halbflatternd auf, und klatscht mit dem Gefieder.
Bald läuft sie ganz den Ast hinauf,
Und streckt den Hals, um alles wohl zu fassen,
Und keinen Ton vorbey zu lassen;

Bewundernd ſperret ſie dann Aug' und Schnabel auf.
Sie flieget bey des Liedes Schluß
Demüthig hin zu ihr; erhebt, was ſie gehöret,
Und einen jeden Ton beehret
Ein langer Panegyrikus.
Selbſt da ſie das, was rühmenswerth iſt, rühmet,
Zeigt ſie, wie wenig ihr ein Urtheilsſpruch geziemet.
Ihr klang der eine Ton, faſt wie ein Waſſerfall;
Ein andrer hatte was von dem Geräuſch von Blättern.
Sie ſchloß, um ſie mit Nachdruck zu vergöttern:
So göttlich ſang, meintreu! noch keine Nachtigall!

Beherzt wagt drauf die Kräh, die ſich zum
Voraus blähet,
Ihr unharmoniſch Lied, und da ſie ausgekrä-
het,
Spricht ſie: „Zwar deine Kunſt läßt mich ſehr
„weit zurücke.
„Wenn meine Lieder nichts, als nur Verſuche
„ſind;
„Sind deine Lieder Meiſterſtücke.
„Doch weiß ich, daß man auch durch Lehren
„viel gewinnt,
„Verweigre mir nicht dieſes Glücke.
„Ich nehme gern der Kenner Tadel an.
„Du glaubſt mir leicht, daß ich noch beſſer ſin-
„gen kann,
„Wenn ich mir Zeit zu meinen Liedern neh-
„me.
„Wie klang indeß dir dieſes Lied?

Die Nachtigall, die erſt die Antwort ganz
vermied,
Spricht, da ſie ſie auf Lob ſo lange warten
ſieht:
So, daß ich deines Lobs mich ſchäme.

Der Undank ſchmerzt die Krähe: Sie wider-
ruft ihr Lob.
Sie ſchreyt: „Du Eitle, denkſt, weil ich dich
„erſt erhob,
„Könn' ich dir keine Fehler zeigen.
„Vor dir verſteck ich mich noch nicht.
„Du meynſt, dir ſey allein die Kunſt, zu ſingen,
„eigen.
„Doch weißt du, was der Guckuck ſpricht?
„Wenn du nichts beſſers ſängſt; ſo möchteſt du
nur ſchweigen.
„Du wechſelſt bis zum Ueberdruß.
„Dein Lied iſt, weil ichs ſagen muß,

„Viel zu gekünſtelt, viel zu zierlich.
„Er iſt nichts wen'ger, als natürlich.

Die Nachtigall hört zu, und ſpricht:
Und ſollteſt du mich auch den gröſsten Stümper nennen:
So rührt mich doch dein Urtheil nicht;
Denn, wer nicht loben kann, wie ſoll der ſchimpfen können?

II.

Der Reiher und der Krebs.

Der Räuber, welcher gern um volle Teiche
schweift,
Und mächtig auf die Fiſche ſtreift,
Der Reiher flog recognoſciren;
Und dem befiederten Corſar
Glückts, einen Fiſchteich auszuſpüren,
Der voll der beſten Fiſche war.

Der Hunger kam bey dieſem Blicke
Noch dem Bedürfniſſe zuvor;
Doch ihn verdroß, daß er die Zeit umſonſt ver-
lor.

Denn alle kannten ſeine Tücke,
Und waren dießmal zu verzagt,
Weil ſie ſchon allzuoft mit Schaden es gewagt,
Dem Räuber frey zu widerſtehen.
Statt ſo, wie ſonſt, keck auf ihn loszugehen *),
Flohn ſie vom Ufer weg, tief in den Teich hinein,
Um da geſicherter zu ſeyn.

Nicht willens, dieſen Teich leer wieder zu verlaſſen,
Und müde, länger aufzuwaſſen,
Sinnt er herum. Der Hunger machet fein.
Schnell fällt ihm eine Kriegsliſt ein.

Ihr

*) Wenn der Reiher ins Waſſer geht, pflegen die Fiſche auf ihn loszuſchwimmen Zinks ökonomiſches Lexicon, im Artikel Reiher.

Ihr Fiſche, fieng er an; ihr meine werthen Freunde!
Hört; mein Gewiſſen treibt mich an,
Euch etwas zu vertraun, das euch noch retten kann.
Ich hört es geſtern ſelbſt, wie, einer eurer Feinde,
Ein Fiſcher zu dem andern ſprach:
„Der heutge Fiſchfang hat ſehr wenig einge-
„tragen.
„Es lohnt ſich kaum der Müh. Ich, ſprach er weiter, — (Ach!
„Kaum kann ichs vor Betrübniß ſagen!)
„Ich hab euch etwas vorzuſchlagen.
„Mir iſt ein Teich bekannt; der iſt ſo groß und
„rein,
„Von guten Fiſchen voll, und heller, als ein
„Spiegel.
„Glaubt! Das wird unſre Sache ſeyn!

„Er liegt dort hinter jenem Hügel,
„An welchem westwärts Buchen stehn.
„Dahin laßt morgen uns gleich mit dem Tage
„gehn.
Ich hörte, da sie so vereint zu Rathe giengen,
Kaum euer Todesurtheil an:
So flieg ich gleich, so eilig, als ich kann,
Die schlimme Zeitung euch zu bringen.
Doch seyd nur guten Muths! Wollt ihr euch
mir vertraun:
So könnt ihr auch in Noth auf meine Freund-
schaft baun.
Glaubt! Als ein ehrlicher gewissenhafter Reiher,
Sag ich euch Hülfe zu, und ich beschwör' euch
theuer,
Daß ihr von mir, so bald ihr wollt,
In einen nahen Teich getragen werden sollt.
Der hell und lauter ist, den kleine Bäch' erfri-
schen;

We

Wo ihr der guten Zeit, die man euch ſelten
gönnt,
In aller Ruh gebrauchen könnt,
Und deſſen Grund die Fiſcher nie erfiſchen.

Das iſt der klügſte Rath, den man noch je
erdacht,
Verſetzt ein großer Krebs dem Vogel, den die
Tücke
Zu einem Cicero gemacht.
Herr Reiher, habet Dank! Euch hat zu unſerm
Glücke
Der Himmel hergeſchickt; wohlan, da, wie es
ſcheint,
Ihr es ſo ehrlich mit uns meynt,
Eilt! Macht in dieſem Augenblicke
Den Anfang gleich mit mir, als unſer wahrer
Freund.

Hier weiß der Reiher ſich vor Freuden nicht zu laſſen;
Er macht den Schnabel auf, die Beute feſt zu faſſen.
Doch wie erſchrickt er nicht, daß er ſich ſo geirrt,
Da er zu fangen denkt, und ſelbſt gefangen wird.

Der Krebs, der erſt zu denken Anlaß gab,
Als ob er noch ſo dumm und leicht betrogen wäre,
War ein durchtriebner Schalk. Er faßt mit ſeiner Scheere
Die Lügenzunge feſt, und ſchneidet ſie glatt ab.

Dem Reiher wird dadurch der ganze Muth genommen,
Er läßt den Krebs ſich gern entgehn.

Nimmt

Nimmt Abſchied, ohne ſich nach Fiſchen um-
zuſehn,
Und wird ſo bald nicht wieder kommen.

❖ ❖ ❖

Wie manche fängt die eigne Liſt,
Die an dem Ausgang ſich zum Voraus ſchon
ergetzen!
Sie jauchzen, daß ihr Netz ſo ſchlau geleget iſt,
Und ſie verwickeln ſich in den gelegten Netzen.

III.

Die Kuh und der Ochſe.

Als eines Bauers Kuh ſah, wie ihr Herr ſie pflegte:
So meynte ſie, daß ihn ihr Werth dazu bewegte.

Nun kam ſie keinem Bache nah,
Da ſie, trutz einer Sylvia,
Nicht ſtille ſtund, und ſich mit Luſt beſah.
Wie brüſtet ſie ſich bey den Heerden!
Wie abgemeſſen trabt ſie nicht!
Sie giebt ſich Müh, geſehn zu werden,
Und macht ein wichtiger Geſicht,

Als mancher Rathsherr macht, der das durch Amtsgeberden
Ersetzen will, was ihm an Witz gebricht.
Sie zählt zu ihren andern Gaben
Die Klugheit auch, und dünkt sich sehr gescheidt;
Selbst Esel meynen ja nicht selten Artigkeit,
Und Hasen Heldenmuth zu haben.

Noch mehr trutzt sie auf ihr Gebrüll.
Sie läßt es oft im Walde wiederschallen,
Weil sie sich selber hören will.
Wer nimmts mit sich genau? Sich selber zu gefallen,
Braucht man kein Wunderwerk in seiner Art zu seyn.
Ein Kiebitz mag auch noch so heischer schreyn;
Voll Nachsicht gegen sich, denkt er: Er singe rein.

Zufrieden mit ſich ſelbſt, vergnügen ſich die Frö-
ſche
In ihren Sümpfen am Gewäſche,
Und mancher Reimer meynt, daß er Apollo iſt,
Wenn ihn doch kaum ſein Schuſter lieſt.

Die Kuhe brüllt, und glaubt, daß man ſie
ehret;
Doch, da ſie gar ihr Hochmuth ſo bethöret,
Daß ſie auch andre meiſtern will:
So ſchweigt ein Ochſe nicht mehr ſtill,
Der mit ihr einem Herrn gehöret,
Sagt ihr, wie dumm ſie iſt, und tadelt ihr
Gebrüll.

Des Ochſen Tadel ſcheint der Kuhe ſehr ver-
meſſen.
Mich, Liebling unſers Herrn, mich, ſpricht ſie,
tadelſt du?

Brüllt ich beym Füttern ihm so angenehm nicht zu,
Und wär ich nicht so eine kluge Kuh:
Warum gäb unser Herr mir mehr, als dir, zu fressen?
Warum käm er zuvor zu mir,
Und, wenn ich satt bin, erst zu dir?
Weswegen hätt' ich nach Verlangen,
Wenn junges Gras kaum aufgegangen,
Damit mir ja nichts mangeln soll,
Die Krippe stets von Gras und Butterblumen voll?
Er könnte ja sein Kind nicht besser pflegen.
Und du, bekömmst du nicht, selbst mitten in dem May,
Nichts, als dein dürres Bündel Heu?
Du guter Schlucker, schweig! Du darfst dich gar nicht regen.

Dem Ochſen iſt die Einfalt lächerlich.
Er ſpricht: Wie ſchlecht ſtünd es um dich,
Wenn bloß dein Werth in dem, womit du pra-
leſt, ſteckte?
Er dächt an dich gewiß, noch wenger, als an
mich,
Wenn deine Milch ihm nicht ſo ſchmeckte.

◆ ◆ ◆

Wie mancher reiche Mann bläht ſich, wie
dieſe Kuh,
Und denkt; ſein Werth geb ihm ein Recht
dazu.
Wie ſollt er auch von ſeinen Gaben
Nicht eine groſſe Meynung haben?
Man drängt ſich ja zu ihm; ihn ehret alle
Welt.
Er glaubt, daß der Schmarutzer Bücken,

Die Achtſamkeit auf ihn, die Ehrfurcht in den Blicken
Für ihn ein ſtilles Lob enthält.
Ihm dienen alle gern, denn er kann allen ſchenken.
Doch, hätte nur der große Mann kein Geld;
Wer würde da an ihn noch denken?

IV.

Proſerpina und Pluto.

Einſt war es Amor ſatt, bloß im Olymp zu ſiegen.
Sein Pfeil traf hier zu leicht. Der Nectar und die Ruh,
Die ſtete Kette vom Vergnügen
Bereiteten dem Sieg ſchon alle Herzen zu.
Nach einem gröſſern Sieg zu ſtreben,
Verwundet er den Gott, den Furien umgeben;
Dem, da nicht weit von ſeinem Thron
Der grauſe Pyriphlegeton
Stets Pech in ſeinen Ufern ſchmelzet,
Und durch den Tartarus in Feuerwogen wälzet,

Die

Die düſtre Stirn, die ſo Cyklopen kaum gefällt,
Rauch, Ruß und Dampf noch mehr entſtellt;
Den ſchwarzen Gott der Unterwelt.

Er ſieht Proſerpinen, und wird von ihr gerühret.

Zu einem Seladon ſchickt ſich ein Pluto nicht,
Und, ohne daß er viel von Liebe furchtſam ſpricht,
Und ſeine Seufzer erſt verlieret,
Wird ſie von ihm ſogleich entführet.

Die Mutter ſchrie. Er ließ ſie ſchreyn,
Und war zu wild, die Beute loszulaſſen.
Die Mutter wußte ſich vor Kummer nicht zu faſſen,
Sie konnte nicht ohn' ihre Tochter ſeyn,

So schön dieselbe war. Denn sie glich nicht
den Müttern,
Die man fast nie zugleich mit ihren Töchtern
sieht,
Weil sie, da ihr Gesicht schon halb und halb
verblüht,
Der Töchter Reizungen erbittern.

Voll mütterlicher Zärtlichkeit
Klagt Ceres Jupitern ihr Leid,
Und bittet um Gerechtigkeit.
Sie spricht mit untermengten Zähren:
Soll ich mein Kind in Zukunft stets entbehren;
So nimm mir die Unsterblichkeit.

Zevs schüttelt seinen Kopf, da er die Nach-
richt höret,
Und spricht: Die Sach' ist schlimm, die Pluto
mir erregt.

Wie

Wie wird am beſten wohl dem Uebel abgewehret?
Du weißt, mein Bruder iſt nicht eben aufgelegt,
Sich zu Vergleichen zu bequemen.
Er läßt ſich, was er hat, nicht nehmen.
Indeſſen tröſte dich! Den Zwiſt zu hintertreiben,
Der allzugern Familien entzweyt,
Fällt ein Vertrag mir bey. Der ſtillt den ganzen Streit.
Ihn ſoll zu gröſſrer Sicherheit
Das Schickſal ſelber unterſchreiben.
Dein Kind iſt künftig alle Jahre
Sechs Monath lang bey ihm, ſechs Monath lang bey dir.

Er rufet dem Merkur: Da hier!
Nimm eilig den Vertrag! Daß Pluto ihn erfahre,
So überbring ihm den vom Schicksal und von mir.

Merkur reist hurtig ab aus den gestirnten Höhen;
Und, (wessen sich wohl niemand leicht versehen!)
Der Götterbote, dem so manchen ganzen Tag,
Der Juno zum Verdruß, das sein Beruf geschienen,
Verbotner Liebe nur zu dienen,
Trug itzt einmal auch einen Ehvertrag.

Er kömmt hinab zum Ort der Finsterniß und Plagen,
Und richtet aus beym Dis, was Jevs ihm aufgetragen.

Dis

Dis lieſt, entrüſtet ſich, und ſchilt:
„Denkt auch der Zärtlichkeit, die ganz mein
„Herz erfüllt,
„Mein ſtolzer Bruder zu befehlen,
„Und mir die Freuden zuzuzählen?
„Wenn wehr' ichs ihm, ſich frey die ſeinigen
„zu wählen?
„Die mehr, als Kron' und Reich und Götter-
„ſtand, mir gilt,
„Sie meine Wonne, ſie mein Leben,
„Sie, ſie ſoll ich zurückegeben?
„Im ganzen Jahre ſoll ſie mein
„Nicht länger, als ſechs Monath ſeyn?
„Wie ſoll ich die ſechs andern leben?

Gott, ſpricht Merkur, du dauerſt mich.
Doch armer Pluto, faſſe dich!
Das Schickſal will. Wer kann es ändern?

Das Hochzeitfeſt wird angeſtellt.
Mit der gequälten Unterwelt
Begehet es das Elyſäerfeld.
Dem Gott zu Ehren ſchmückt, in ſeinen beiden Ländern,
Sich jeder Unterthan; die Furien ſo gar
Durchflechten nun einmal mit Blumen und mit Bändern
Ihr aufgekräuſelt Schlangenhaar.
Auch den Gepeinigten ſoll Raſt in ihrer Pein,
So wills der Höllengott, voritzt geſtattet ſeyn.
Des Rieſen Leber wächſt vor den gefräß'gen Geyern
Ganz ungeſtört; und ihre Schnäbel feyern.
Die Danaiden halten ein,
Ihr löchricht Faß umſonſt zu füllen;
Dem Tantalus gelingts, dieß einemal allein,
Den langen Durſt durch einen Trunk zu ſtillen;

Ixions

Ixions Rad steht still, und Sisyphus hat Ruh,
Sitzt auf dem Felsen, und sieht zu;
Der Höllenhund schließt friedlich die drey Rachen,
Und lieget stumm; und Freud und Lachen
Erschallt den ganzen Styx hinan.
Des Jammers Wohnplatz voll von wilder Lust zu machen,
Stellt Pluto manch Ballet, wie mans hier haben kann,
Manch gräßliches Ballet von Furien und Drachen
Proserpinen zu Ehren an.

Doch da die neuen Ehegatten
Zwo Wochen kaum geküsset hatten,
Sprach Pluto zu der Frau: Sechs Monath sind vollbracht.
Bald raubt dich mir des Schicksals Macht.

Zwar

Zwar weiß ichs nicht genau. Im Lande selger Schatten
Ist es beständig Tag; im Tartarus stets Nacht.
Es wechseln nie bey uns die Nächte mit den Tagen.
Doch so viel weiß ich wohl, daß, seit ich dich geküßt,
Und seit du meine Gattinn bist,
Schon sehr viel Zeit verflossen ist.
Proserpina, was helfen eitle Klagen!
Laß unser Unglück uns ertragen.

Doch Pluto gab zu bald so männlich sich darein.
Der Abschied war noch viel zu früh genommen.
Er spricht zwo Wochen drauf: Nun wird Merkur wohl kommen.
Nun müssen es sechs Monath seyn.

Der

Der dritte Monath kömmt. Der Zeiten Langsamkeit
Macht ihn erſtaunt. Er blickt oft nach der Höhe,
Er wartet, jähnt, und ſpricht: So ſind denn wie ich ſehe,
Sechs Monath keine kurze Zeit!

Der vierte Monath kömmt. Dem Gotte wird ganz bange.
Der Götterbote holt Proſerpinen noch nicht.
Er zürnt voll Ungeduld, und ſpricht:
Nun, die ſechs Monath währen lange.
Hat etwan Jupiter die Clauſel gar vergeſſen?
Iſt er, mein Bruder, ſo vermeſſen,
Daß er nun den Vertrag, den er geſtiftet, bricht?

So klagt der Gott. Umsonst! Es ist des
Schicksals Schluß.
Der Zeiten Lauf beschleunigt kein Verdruß.
Die Frau wird darum ihm nicht eher abge-
nommen,
Mit der er in Geduld es doch erwarten muß,
Bis es der Zeit gefällt, zu kommen.
Sein Herz wird itzt von größrer Lust gerührt,
Da er sie wieder giebt, als da er sie entführt.

* * *

Nun mag man noch die Schuld bloß auf die
Frauen schieben,
Wenn Gatten sich nicht ewig lieben,
Und die Zufriedenheit in so viel Ehen fehlt.
Wie vieler Männer Bild, die, wenn sie noch
bloß hoffen,
Nur Lieb und Zärtlichkeit beseelt,
Ist in der Fabel wohl getroffen,

Die

Die ich La Motten nacherzählt.
Vor Liebe brennen ſie, da, nach geſchloßnem Bunde,
Der Liebe ganze Glut in kurzer Zeit verglimmt,
Und jeder Kuß von ihrer Gattinn Munde
Dem Feuer immer mehr benimmt,
Bis ihre Liebe ganz verſchwunden,
Und ſtatt der Zärtlichkeit, der erſt ſonſt keine glich,
In deſto reicherm Maaße ſich
Der Ueberdruß nun eingefunden.

V.

Der Polyhiſtor und der Tod.

„Wie ſchnell verfließt die Lebenszeit!
„Der kurze Traum von wenig Tagen!„
So hört man oft die Menſchen ſagen.
Und was verſchwenden ſie, bey allen ihren Klagen,
Wohl thörichter, als ihre Lebenszeit?
Ja gleich, als möchte ſie zu lange ſich verweilen,
Stößt man ſie mühſam fort, dem Grabe zuzueilen,
Vor welchem jeder ſich ſo ſcheut.

Man

Man hütet ſich mit Recht vor dem Verluſt von Schätzen,
Und doch läßt der ſich noch erſetzen.
Was alle Macht und Müh nicht zu erſetzen weiß,
Die Zeit verlieret man mit Fleiß.

Und dieſer Vorwurf iſt nicht etwan übertrieben,
Wie manchen, welche nicht dergleichen Prüfung lieben,
Wohl dünken wird! Sie wird mehr, als man denkt, verſäumt.
Denn der verjammert ſie, wenn jener ſie verplaudert;
Der in Entſchließungen bedächtig ſie verzaudert;
Und in Projecten der tiefſinnig ſie verträumt
Wie mancher Reimer hat, von Eitelkeit verführet,

Zur Plage des Geſchmacks ſein Leben ganz verreimt,
Wenn es der Wuchrer veraddiret,
Der Philoſoph verabſtrahiret,
Der Kritikus verdiſputiret,
Der Stutzer es vertanzt, verreitet und verbrauſt;
Der Müßiggänger verſpatzieret,
Verjähnt, verſchläft, verpfeift, vergafft, verſpielt, verſchmauſt,
Der Raritätenfreund ſein Leben ganz den Steinen
Den Muſcheln und Inſecten weiht.
Doch fühlet den Verluſt kein einzger; alle meynen,
Sie nützten weislich ihre Zeit.

Regt das Gewiſſen ſich; das bringt man bald zur Ruh.

Es muß zu allem ſich bequemen,
Man ſpricht: Ich will mir nur noch dieſe Stunde nehmen,
Und giebt die zweyte Stunde zu,
Und dann die dritte noch, bis man ſein halbes Leben
Der einen Stunde zugegeben.
Wie mancher, der wohl nie ermißt,
Daß dem, durch den er worden iſt,
Der beſte Theil von ſeiner Zeit gehöret;
Daß der Verſtand ein Theil, ein Theil das Herz begehret;
Daß billig der Geſchmack ſich mit der Luſt beſchweret,
Wenn man ſie beide ganz vergißt;
Und daß der Freund, ſo wie der Staat,
Ein Recht auf ſeine Stunden hat.

Pedrill, der, (Wunder, wie!) die Zeit zu nützen dachte,
Wenn er zu ganzen Nächten wachte,
Vergraben unter Büchern saß,
Die schlechten, wie die guten, las,
Vorreden ämsig durchstudirte,
Und aus Registern excerpirte,
War so voll Fleiß, daß er sich, Frau und Kind vergaß.
Das hieß, die Zeit gelehrt verderben,
Als Polyhistor einst zu sterben!

Herr Pauwen fiel wohl das nicht ein;
Ich würde so verwegen seyn,
Von seinesgleichen zu erzählen.
Er denkt: Schickt sich hieher der fleißige Pedrill?
Wer Zeitverderber strafen will,

Der

Der muß auf Dichter ſchmählen.
Herr Pauw wird mir verzeihn, daß er ſich ſo geirrt.
So bald von ihm bewieſen wird,
Der ſey mit Rechte zu verlachen,
Der kühn den Vorurtheilen wehrt,
Die Bosheit in der Herrſchaft ſtört,
Die Herzen gegen ſie empört,
Schön denken, fein empfinden lehrt;
So bald will ich, von meinem Wahn bekehrt,
Auf Dichter auch Satiren machen.

Pedrillens fleißiger Müßiggang
Hielt immer an. Er war des Nachruhms ſicher.
Er ſagte ſich für ſeine Bücher
Schon in der Nachwelt Namen Dank.
Vom Alterthum der Zeichen der Planeten,
Von Doctorringen und Bareten,

Und Doctorn aller Facultäten,
Von der Erfindung der Paſteten,
Vom Klange griechiſcher Trompeten,
Von Winden, die vorzeiten wehten,
Von wohlgezognen Maſſageten,
Von ſiebzigjährigen Athleten,
Von ausgewachſenen Poeten,
Viermal verehlichten Margrethen,
Und tauſend ſolchen Raritäten
Schrieb er zu ganzen Alphabeten;
Und alles dieß gelehrt. Wie konnt es anders
ſeyn?
In das geſuchteſte Latein
Hüllt er dieß alles zierlich ein.

Er hatte ſich feſt eingepräget,
An welchem Ort, und welches Jahr,
Ein jedes Buch zuerſt im Druck erſchienen war,
Wer es gedruckt, wer es verleget,

Er

Er gab genauen Unterricht,
Wie vielmal man es aufgeleget;
Nur ſeinen Inhalt wußt er nicht.
Von ihm erhielt man den Bericht,
Wie viele Gegner es alsbald ſich zugezogen;
Er wußte gar die Zahl von jeder Streitſchrift Bogen;
Nur ihre Zweifel wußt' er nicht.

Sein Vater war ein Koch. Der Köche Stand zu Ehren
Füllt er ein großes Buch von ihren Söhnen an,
Die der Gelehrten Zahl vermehren;
Und die zum Theil weit beſſer doch gethan,
Wenn ſie, den Vätern gleich, auch Köche worden wären.

Mit welchem Ernſt verſaß er manche Nacht!
Schrieb von gelehrten Michaelen,
Von Heinrichen, die ſich berühmt gemacht.
Wie konnt es jemals ihm an Stoff zum Schreiben fehlen?
Die Stümper, die zu ihrer Zeit
Der Wiſſenſchaften Ruhm entehrten,
Entriß er der Vergänglichkeit,
Und zählte ſie zu den Gelehrten,
Wenn ſie die Heinriche vermehrten.

O wie gelehrt war ſein Gedächtniß nicht!
Nun waren vierzig Jahr unmerklich weggeſchrieben,
Pedriſſ, der ſtets geſund geblieben,
Wird krank, und denkt erſt nun an die verſäumte Pflicht.
Der Tod mit ſeiner Senſ' erſcheint

Und

Und ſpricht ſein trutzig: Komm! Wie iſt er
abzuweiſen?
Ihn rührt kein Flehn, er iſt von Eiſen.
Pedrill erſchrickt, und weint.
Ach! ſpricht er mit gefaltnen Händen,
Ach, lieber Tod, ich will die Zeit nicht mehr
verſchwenden.
Seht, wie mein Fehler mich gereut.
Ach, allerliebſter Tod, laßt mich nur itzt nicht
ſterben.
Noch vierzig Jahre gebt mir Zeit.
Ihr ſollt es ſehn, ich will ſie nicht verderben.
Ihn hört der Tod. Ich weiß nicht, wie es kam,
Daß der, den doch kein Held durch Bitten je
bewegte,
Die Friſt ihm eingeſtund, und, wie er ſonſt nicht
pflegte,
Die Senſ' auf ſeinen Rücken legte,
Und höflich ſeinen Abſchied nahm.

Er war zur Thüre kaum hinaus:
So zeichnete Pedrill, begierig zu ſtudiren,
Citata ſich aus Folianten aus,
Im nächſten Buch ſie wieder zu citiren.
Er dachte, daß er nun von ſeiner Lebenszeit
Ein Jahr zum mindſten übrig hätte,
Und mit gelehrter Trockenheit
Verfertigt er manch Buch noch auf dem Krankenbette.

Indem er noch verjünget ward,
Verſah er Bücher mit Regiſtern,
Und ſchrieb von ſtotternden Magiſtern,
Meßkünſtlern, die gehinkt, und Doctorn, die geſchnarrt;
Schrieb von den erſten Legionen,
Von der Geſtalt der alten Kronen,
Von der Pythagoräer Bohnen,
Vom Urſprung kriegriſcher Patronen,

Von der Statur der Scipionen,
Von gottesfürchtigen Neronen,
Von dem Geburtstag der Piſonen,
Von den auf einen Tag verſtorbenen Baronen,
Vom Kopfputz griechiſcher Matronen,
Von Curionen, und Milonen,
Und allen Namen, die ſich onen,
Sein Hundert Diſſertationen.

Er ſelbſt lebt nicht; er lebt nur, daß er lernen kann,
Wie lange der und jener Mann
Vor ſeiner Zeit gelebt, der ſich einſt Ruhm erwarb,
Wann er geboren ward, wer ihn, als Knaben, lehrte,
Wen er auf hohen Schulen hörte,
Wann er berufen ward, und wann er wieder ſtarb.

Die

Die vierzig Jahre ſind verſchwunden,
Eh er noch ihre Flucht empfunden.
Zum zweytenmal erſcheint der Tod,
Und macht itzt keine Complimente.
Pedrill verſucht, ob er die Stunde, die ihm droht,
Nicht noch einmal verzögern könnte.
„Nein, ſpricht der Tod, komm fort, unnütze Laſt der Erde!
„Glaubſt du, daß ich mich ſtets erbitten laſſen werde?
„Vergönnt' ich dir auch noch ein tauſendjähriges Ziel;
„Du würdeſt ſtets die Zeit durch deinen Tand verderben.
„Kurzum, komm fort!„ Pedrill muß ſterben,
Er mag ſich ſträuben, wie er will.

VI.

Der Hund und der Schatten.

Ein Hund, der viel vom Freſſen hielt,
Und, eh ſein Magen noch des Hungers Trieb gefühlt,
Durch Diebswitz ſeinen Tiſch ſich immer zubereitet,
Hatt' einſt ein Stücke Fleiſch in einer Küch erbeutet.

Der ſchlaue Hund weiß wohl; man ſetze Dieben nach.
Drum hält er ſich nicht auf, ſucht abgelegne Wege,

Und

Und läuft auf einem ſchmalen Stege
Auch über einen hellen Bach.
Die Sonne ſtralet gleich in vollem Glanz hinein,
Daß ſich in ihrem Widerſchein
Mit leichtbewegten Schattenbildern
Die Gegenſtände deutlich ſchildern,
Und ihn, da er ſein Fleiſch im Abdruck' hier erblickt,
Alsbald die Aehnlichkeit des Schattenbilds berückt.

Man weiß, den Schatten ſey die Kunſt der Praler eigen,
Das, was ſie unſern Augen zeigen,
Meiſt größer, als es iſt, zu zeigen.

Er trägt zwar viel, doch er ſieht mehr.
O die Verſuchung iſt zu ſchwer!

Zwar

Zwar ſcheint dieß gröſsre Stück ein gröſsrer Hund zu tragen;
Und dennoch hofft ers dem in Eil bald abzujagen.

Gereizt durch ſeine Lüſternheit,
Und über ſeinen Fund erfreut,
Springt er ins Waſſer ſchnell himunter.
Er ſchnappt darnach, und ihm entfällt
Das Fleiſch, das er im Munde hält,
Und mit dem Fleiſche ſinkt zugleich der Schatten unter.
Nun lernt er erſt den Geiz bereun,
Und er verläſst betrübt den Bach mit leerem Munde.

* * *

O Menſch, wie lange ſoll die Fabel von dem Hunde
Ein Bild von deiner Thorheit ſeyn?

Wird deine Habſucht nie ermüden?
So nütze doch, was dir dein Glück beſchieden!
Du aber wirſt ſo gleich, wenn dir nur ohngefähr
Ein gröſsres Glück erſcheint, mit deinem unzufrieden,
Und eilſt nun hinter dieſem her.
Und was gewinneſt du? Gemeiniglich nichts mehr,
Als daſs du ſelber dich verführeſt,
Nach bloſsen Schatten ſchnappſt, und, was du haſt, verliereſt.

VII.

Die Taube, die Dohle, und die Aelſter.

In einer Stadt, wo ſchon die Eitelkeit
Den Nachttiſch nicht allein ſich zum Altar geweiht;
Wo ſie nicht nur ſo gar die Häßlichen berückte,
Und Alte, wie die Jungen, ſchmückte;
Wo des Exempels Schädlichkeit
Auch Thiere ſchon ergriff; in Leipzig, wie ich glaube,
Gerieth einſt eine weiße Taube
Mit einer jungen Dohl' in Streit.

Ihr Streit war, was einmal drey Göttinnen entzweyt;
Er war der Schönheit Preis. Die Frage war sehr wichtig;
Und ihre Folgen sind oft schlimm.

Die Taube sprach in halbem Grimm:
Dein Hochmuth macht dich übersichtig.
Du Eitle, setzest dich bis über mich hinan?
Und bist an deinem ganzen Leibe
So schwarz, daß man mit dir zu fürchten machen kann?
Ich höre deinen Stolz mit kaltem Herzen an,
Da ich das, was ich bin, doch bleibe.

Die Dohle spricht: Ich bitte sehr;
Nur nicht zu zeitig triumphiret!

Die

Die weiße Farb' iſt todt, und hat noch nie gerühret;
Die ſchwarze Farbe gilt weit mehr.
Selbſt unſers Herrn Geſchmack kann ſchon die Sach' entſcheiden.
Agneſens weißliches nichtsſagendes Geſicht
Nahm ihn wohl anfangs ein; ihn feſſeln konnt' es nicht.
Nun er Charlotten kennt, nun kann ers kaum noch leiden.
Und iſt das die Brünette nicht,
An welcher alles lebt und ſpricht?
Was meynſt du nun, wer iſt die Schönſte von den beiden?
Ein Vogel von Geſchmack giebt mir gewiß den Preis.
Zu Endung unſers Zwiſts mag uns die Aelſter richten;

Denn die iſt beides, ſchwarz und weiß,
Und, wie mich deucht, geſchickt, ſolch einen Streit zu ſchlichten.

Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich jede für die Siegerinn,
Und fliegt, als im Triumph, ſtolz zu der Aelſter hin.

Die Aelſter ſpricht: Wahrhaftig! Euch geziemet,
Zu ſtreiten, wer die Schönſte ſey!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Iſt nur ein ekles Einerley;
Ihr ſeyd ſehr frech. Wie? Ich bin hier zugegen?
Und gleichwohl dürft ihr euch nicht ſcheun,

Der Schönheit Preis euch ſelber beyzule-
gen?
Wißt! Wer gefallen will, muß mir nur ähn-
lich ſeyn.

So klingen von der Schönheit Werth
Beynah auch unſrer Schönen Schlüſſe.
Doch ſtill davon! Mich hat manch Beyſpiel
ſchon belehrt,
Daß man davon nicht reden müſſe.

VIII.

Der Rabe und der Fuchs.

Wen man betrügen ſoll, der darf nur eitel ſeyn.
Den, der noch zweifeln kann, verweiſ' ich an den Raben,
Den Reineke betrog. Ich weiß, man räumt mirs ein;
Man darf den Phädrus nur einmal geleſen haben.

Ein Rabe ließ ſichs nie, ſo lautet der Bericht,
An einer guten Mahlzeit fehlen.

Er

Er fand einſt einen Käſ'; und wo? Das weiß
ich nicht.
Genug man weiß, daß Raben ſtehlen.
Er flog auf einen Baum, und wollt' in guter
Ruh
Sich ſeinen Käſe ſchmecken laſſen.
Indeſſen kömmt ein Fuchs dazu;
Und Füchſe wiſſen auch dem Schlauſten auf-
zupaſſen.
Ja, ſich mit ihnen einzulaſſen,
Bringt meiſtens einen ſchlechten Lohn.
Man kennt die ſeinen Herren ſchon.

Der Fuchs ſieht in die Höh, und ſieht den
frohen Raben.
Der Käſ' iſt groß; er ſteht ihm an.
Nur fragt ſichs; wie er ihn dem Raben rau-
ben kann?
Der Baum iſt hoch. Wie kömmt er da hinan?

Liſt ſchaffet Rath. Er denkt: O, den will ich
bald haben!
Ich wette viel, der Käſ' iſt mein.
Bewundernd ſetzt er ſich gleich unterm Baume
nieder.
Und, als entzückt, fängt er laut an zu ſchreyn:
„Was muß das für ein Vogel ſeyn?
„Welch majeſtätiſches, welch glänzendes Ge-
„fieder!
„Den Pfau pflegt man ſo weit den Vögeln vor-
„zuziehn;
„Der Pfau iſt viel zu bunt, und gar nichts ge-
„gen ihn.
„Hier ſind ich Reiz und Ernſt vereinet.
„Er iſt ein Meiſterſtück. Sein Schwarz iſt
„wohl gewählt.
„Nur Schade, daß ihm, wie es ſcheinet,
„Die Stimme fehlt.

Die Stimme? Mir? Die ſoll er hören!
Ich will ſogleich das Gegentheil ihn lehren.
Das weiß der Wald, ſtumm bin ich nicht.
Kann wohl die Eitelkeit, wenn ſie gelobt wird, ſchweigen?
Nein, durch die That will ihm der Rabe zeigen,
Daß ihm die Stimme nicht gebricht.

Der Rabe ſchreyt: er hat vor Lobe ganz vergeſſen,
Daß er den Käſe noch in ſeinem Schnabel hält.
Der Rab' erſchrickt, da ihm ſein Käſ' entfällt.
Der Fuchs iſt froh; er hat zu freſſen.
Und höniſch ſpricht er noch, indem er ihn verzehrt:
„Ein Panegyricus auf einen finſtern Raben

„Iſt ſchwer, und ſeinen Käſe werth.
„Ich mußte ja für meine Müh was haben.

Der Liſtigſte gewann. Doch manchmal kehrt
ſichs um.
Die Eitelkeit macht ſelber Füchſe dumm;
Betrogne macht ihr Schaden klüger;
Und, wenn die Rachgier ſie beſeelt,
So werden ſie wohl ſelbſt Betrüger.
Man höre nur hiebey, was uns Richer er-
zählt.

Dieß war ſchon lange Zeit geſchehn,
Als Rab' und Fuchs ſich wieder ſehn.
Dem Fuchſe hat das Glück ein Stücke Speck
beſchieden:
Der Rabe ſiehts, und ſpricht: „Wie? Speck?
„Nun! Ich geſteh,
„Daß ich das itzt zum erſtenmale ſeh!

„Ein

„Ein Fuchs hat Hühner in der Näh?
„Und ist mit Speck zufrieden?
„Freund, dein Geschmack ist sonst so fein;
„Und auch von deiner List weiß jeder zu erzählen.
„Die Hühner dort sind fett, und schon so gut,
„als dein;
„Du wirst doch nicht die kleine Mühe scheun.
„Die ganze Müh ist die, das beste Huhn zu
„wählen.
„Und du bedenkst dich noch, da hier von deiner
„List
„Der vierte Theil kaum nöthig ist?

Wozu ist wohl ein Fuchs nicht zu bewegen,
An dem man List und Heldenthaten preist,
Wenn man ihm noch dazu ein Huhn von ferne
weist?

Der Fuchs entſchließet ſich, den Speck ins Gras zu legen,
Und eilt der Beute froh entgegen,
Die ihm des Raben Lob verheißt.
Doch alle ſeine Liſt kann dießmal nichts erlangen.
Ihm ſind, eh er noch kömmt, die Hühner ſchon entgangen.
Die Freyſtadt nimmt ſie ein, zu der ſie meiſtens fliehn.
Des Hühnerhauſes Höh beſchützt ſie gegen ihn.
Er hat den Schimpf, leer wieder abzuziehn.

Er kam zum Speck zurück. O Zufall! er entdeckte,
Wie in der Höh der Rabe ſaß,
Der ſeinen Speck mit Appetite fraß.

Und

Und ſprach: Mein Freund, ſo gut, als dir mein Käſe ſchmeckte,
Schmeckt itzo mir dein Speck. Du wirſt mirs wohl verzeihn;
Liſt gegen Liſt geht auf. Doch ſage, was du dachteſt,
Daß du mir ſelbſt die Rache leichter machteſt?
Ich war ein Narr, da du um meinen Raub mich brachteſt.
Die Reih trifft dich, ein Narr zu ſeyn.

IX.

Albrecht Dürer,
und
Leonhard da Vinci.
An Herrn G * *r.

Und wie? Auch du darfſt dich nicht ſcheun
Zur Dichtkunſt dich herab zu laſſen?
Du ſchämſt dich nicht, ein Freund der eiteln Kunſt zu ſeyn,
Die oft wohl gar Gelehrte haſſen?
Und fürchteſt nicht einmal, dadurch dich zu entweihn?
Freund, wenn des großen Haufen Stimmen

Des

Des Dichters wahren Rang beſtimmen;
Wie iſt des Dichters Rang ſo klein?

Du magſt, wie Theokrit, die Schäferflöte
ſpielen;
Der Nachtigallen Volk mag deine Lieder füh-
len;
Es tanze dir der Wald: es hüpfe dir der
Bach;
Belauſchend mögen auch die Weſte dich um-
ringen
Und Blumen, wenn du ſingſt, aus jeder Flur
entſpringen;
Das Echo locke dich, ihm weiter vorzuſingen,
Und deinen Schäfern nur ſeufz' es am liebſten
nach;
Dich höre ſtets das Ohr des Kenners mit Ent-
zücken;
Mein Freund, ich ſtehe dir dafür,

Kein Menſch wird darum ſich vor dir,
Wie vor dem Taugenichts, dem jungen Damis, bücken,
Der, ob ein Urthel gleich den Angſtſchweiß ihm erpreßt,
Bey ſeinem Weine ſich von Schmeichlern loben läßt;
Der, wenn ſie ihn ſchon unverſchämt erhoben,
Mit einfällt, ſich noch mehr zu loben;
Und der von ſeiner Höh, auf die ſein Geld ihn ſetzt,
Nicht eines flücht'gen Blicks die Dichter würdig ſchätzt,
Vor denen doch das Laſter zittert,
Da ſeinen ganzen Bauch ein plumper Spaß erſchüttert.

Das wäre dir, mein Freund, noch eher zu verzeihn,
Daß nur des Pöbels Ohr dein leerer Reim ergetzte;
So könnteſt du bey dem noch etwas ſeyn.
Man gäbe dir, ſchriebſt du dabey nur rein,
Wohl gar den erſten Platz bey einem Neukirch ein:
So aber biſt du ja mit Hallern faſt der letzte.

Doch ich weiß zum Voraus; dieß alles rührt dich nicht.
Das Lob an ſich hat kein Gewicht.
Das Lob von vielen tauſend Gecken
Wird nie der Klugen Wunſch noch Eiferſucht erwecken.
Es iſt umſonſt, wenn man es wägen will.
Man lege ſtets dazu; die Wage ſteht ganz ſtill.

Ein Stentor hat dieß Lob, und pralt damit.
Er prale!
Du weißt, wie leicht es aufwärts fliegt,
Wenn gleich in jener andern Schale
Das Lob nur eines Kenners liegt;
Und Kenner giebts noch dann und wann,
Auf deren Lob man trauen kann.

Die Maler ſind der Dichter Brüder.
Wer künſtlicher Gemälde Preis
Recht mit Geſchmack zu ſchätzen weiß,
Verſteht auch meiſt den Werth der Lieder;
Denn beider Zweck iſt einerley,
Und über unſer Herz ſucht jeder gleiche Siege,
Der durch der Worte Malerey,
Der durch die Sprache ſeiner Züge.

Mit einem Kayſer zu beweiſen,
Daß Geiſter, die entzückt die Kunſt der Maler
preiſen, Der

Der Poeſie oft gleiche Freundſchaft weihn,
Fällt Maximilian mir ein.

Daß dieſer Fürſt, der Deutſchen Ehre,
Der doch unſterblich worden wäre,
Hätt ihn auch die Geburt nicht auf den Thron geſetzt,
Die Kunſt der Dichter hoch geſchätzt,
Beweiſt die Sage gnug, die in der Zeiten Nacht,
Da in ein Chaos eitler Fragen
Kunſt und Gelehrſamkeit tief eingewickelt lagen,
Und man abſtract war, nichts zu ſagen,
Ihn ſelbſt zum Dichter macht;
Und Albrecht Dürer hat erfahren,
Wie werth ihm große Maler waren.

Denn als er einer hohen Wand
Die Zaubereyen seiner Hand,
Bey denen sich noch itzt die Blicke gern verweilen,
Auf seines Kayserts Wunsch bereit war mitzutheilen;
Wollt ihm der Kayser selbst dabey zur Seite stehn,
Und unter seiner Hand die Wesen werden sehn.
Der Künstler muß dazu auf eine Leiter steigen.
Die Leiter schwankt. Ein Edelmann
Steht gleich dabey, den ich nicht nennen kann;
Weil dessen Namen uns die Chroniken verschweigen,
Wie sie bey denen stets gethan,
Die sich der Welt durch nichts, als durch die Ahnen, zeigen,
Und übern Adel nie versteigen.

Der

Der Kayſer ſagt, daß er die Leiter halten ſoll.
Der Edelmann war gleich von ſeinen Ahnen voll;
Sein adlich Blut ſteigt ihm vor Unmuth auf die Wangen.
Er murrt und denkt: Kann Maximilian
Von einem alten Edelmann
Die Niederträchtigkeit verlangen?
Ganz unterthänig bittet er,
Ihm den Gehorſam zu erlaſſen.
„Ich weigerte mich nicht, die Leiter anzufaſſen,
„Wenn Albrecht Dürer etwas mehr,
„Als Maler Albrecht Dürer wär.
„Kein ächter Edelmann bedienet einen Maler.
Der Kayſer hört den blöden Praler,
Und ſieht ihn ſpöttiſch an, und lacht:
Ein Edelmann iſt bald gemacht!
Wie könnt' ihr doch an ihm das tadeln,
Was ihm den Rang vor allen Rittern giebt:

Ich kann, so bald es mir beliebt,
Ja jeden eurer Bauern adeln.
Doch wißt ihr wohl, daß Maximilian
Auch aus dem ält'ſten Edelmann
Doch keinen Künſtler machen kann?

Hier fällt mir ein, was einſt, den Malern auch zu Ehren,
Der Bruder einer Dichterinn *),
Und, will man lieber Titel hören,
Der Bruder einer Königinn,
Franciſcus, Frankreichs König, ſagte,
Als man auch gegen ihn ein gleiches Urtheil wagte.

Da Vinci, der ſich ſelbſt die Ewigkeit erwarb,
Wenn er ſie andern gab, der jedes Aug entzückte,
Weil

*) Margaretha, Königinn von Navarra.

Weil ſeiner Hand der Held, ſo wie der Bauer, glückte,
In dieſes Königs Armen ſtarb:
Beweint er ihn mit königlichen Zähren.
Da dieſes Hofbediente ſehn;
So können ſie dabey dem Zorn nicht widerſtehn.
Wie? Maler kann der Fürſt mit ſeinen Thränen ehren?
Wenn es noch Hofbediente wären!
Ein Ritter ſpricht: Ich bin wohl mehr, als er;
Er trug ja keinen Ritterorden.
Drauf ſpricht ein Graf: Käm er von Ahnen her;
So wär er ja kein Maler worden.
Ein alter Jägermeiſter ſagt:
Wenn er von Adel iſt: So hat er ihn entehret,
Sein Adel hat gleich aufgehöret,

Da er durch eine Kunſt ihn zu entweihn gewagt;
Und er verſtund zudem ja nicht einmal die Jagd.

Der König, welchen Schmerz und Wehmuth niederſchlagen,
Hört das Gemurmel ihrer Klagen.
Er ſpricht: Ihr könnt ſo hart bey ſeinem Tode ſeyn:
Ihr ſolltet itzt mit mir dem Vinci Thränen weihn,
Und itzt kann euer Neid erwachen?
Beſchimpft euch nicht, und ſchweigt zum mindſten ſtill.
Ihr wißt, ich kann ſo bald ich will,
Ein Dutzend Hofbediente machen;
Doch einen Vinci ſchenkt die ſparſame Natur
Uns alle tauſend Jahre nur.

X.

Der Hund und das Krokodill.

Nach Art ägyptſcher Hunde,
Trank, nur mit flüchtgem Munde,
Ein weiſer Hund am Nile ſich hinan.
Wer bleibt da gerne ſtehen,
Wo, eh wirs uns verſehen,
Ein Krokodill uns leicht erſchnappen kann?

Ihn will mit ſeinen Tücken
Ein Krokodill berücken.
Es ſpricht zu ihm: Was läufſt du, lieber
Hund?
Was denkſt du? Unterm Laufen,

Mein Freund, wie du, zu ſaufen;
Das reizt die Milz, und iſt höchſtungeſund.

Der Hund ſpricht: Laß zum Saufen
Mich dasmal immer laufen.
Dein Rath an ſich wird nicht von mir verſchmäht.
Wenn du und deinesgleichen
Aus dieſem Fluß entweichen:
So trink ich auch, Herr Arzt, nach der Diät.

Wenn lockende Sirenen
Nach Menſchenblut ſich ſehnen,
Hilft ihrem Durſt der Stimme Zauberey.
Sie ſingen; doch der Kluge
Lacht nur bey dem Betruge,
Verſtopft das Ohr, und ſchifft beglückt vorbey.

XI.

Der Ochſe und die Mücke.

Nicht etwan edle Pfauen nur
Pflegt eitler Stolz leicht aufzublähen.
So gar auch Zwerge der Natur
Vermag er oft zu hintergehen;
Und ebendieß (was meynt ihr wohl?) erfuhr
Auch eine von den kleinſten Mücken.

Die Thörichte! Sie auch nur zu erblicken
Brauchts faſt ein Mikroſkopium.
Ein Weſt, der Blumen Luſt, der andern Thier'
Entzücken

Wirft ſie in freyer Luft, als ein Orkan, herum;
Und ſie verſchlägt der Hauch von einem ſolchen Winde
Einſt auf das Horn von einem Rinde.

Sie glaubt; ſie drück' es noch ſo ſehr.
Das Rind geht weidend hin und her.
Die Mittagsſonne ſticht. Es krechzt von ohngefähr.
Die ſtolze Mücke ſagt: Nun! Nicht wahr; ich bin ſchwer!
Du krechzeſt ſchon! Ich mag dich müde machen.

Der Ochſe hört es, und muß lachen.
„Biſt du da? ſpricht er; glaube mir,
„Du kannſt ganz ſicher ſeyn, daß du mich nicht „beſchwereſt.

„Du

„Du eitler Narr! Auch itzt wüßt' ich noch nichts
„von dir,
„Wenn du mir nicht geſagt, daß du zugegen
„wäreſt.„

❖ ❖ ❖

Wie viele bilden ſich auf ihr Gewicht was
ein.

Die Praler ſind doch nur Inſecten.
Stets würden ſie unſichtbar ſeyn,
Wenn ſie nicht ſelbſt, zu unſrer Pein,
Durch ihr Geſchwätz von ſich ihr Daſeyn uns
entdeckten.

XII.

Die Thorheit und Amor.

Der Thorheit (ſo erzählt die Sage)
Begegnet einſt an einem Sommertage,
Was ihr auch im Olymp nicht ſelten wiederfährt,
Daß ihr die Zeit entſetzlich lange währt;
So daß der Wechſel ſelbſt von allem Aberwitze,
Der je bey Menſchen Beyfall fand,
Und der an Höfen wohl in großem Anſehn ſtand,
Ja gar der Zauberklang von ihrer Schellenmütze
Nicht mehr dem Ekel ſteuern kann.

Zum

Zum Glücke trifft ſie Amorn an.
Die Langeweile nicht zu fühlen,
Wird ſie mit dieſem eins, zu ſpielen;
Denn Amor iſt ein Kind, und Kinder ſpielen gern;
Und iſt die Thorheit ſchon kein Kind; das kann nichts hindern.
Sie gleicht, ſo groß ſie iſt, in vielem ganz den Kindern.

Sie ſpielen. Anfangs auch ſind Zank und Streitſucht fern;
Jedoch die Eintracht fängt bald an, ſich zu vermindern.
Die Thorheit ſpielt gern überall den Herrn;
Auch Amorn, wie man ſagt, ſolls nicht an Herrſchſucht fehlen;
Er läßt ſo leicht ſich nicht befehlen.

Dieß unterbricht die Einigkeit.
Ihr Spiel verwandelt ſich in Streit,
Ihr Streit in hitziges Gezänke.
Die Thorheit giebt viel ſchlaue Ränke
Dem Amor Schuld; und der reizt ihren Ungeſtüm
Noch mehr durch bittern Spott. Voll Eifers zeigt ſie ihm,
Daß ſeine Scherze gar nichts taugen.
Doch da ſie ſchilt, und widerſpricht,
Und ſchreyt und mit den Händen ficht,
Stößt ſie im Zorn dem Amor in die Augen.

Der Stoß war heftig! Welch Entſetzen!
Der ſchwarzen Augen Blitz verliſcht in ewge Nacht.
„So ſind die Augen denn ſo leichtlich zu verletzen?
„Das hätte ſie doch nimmermehr gedacht!
„Wie iſt die That nun wieder gutgemacht!

Sie

Sie mag entſchuldigen, nicht Angſt noch Mitleid ſparen,
Durch ihre Schuld bleibt Amor dennoch blind.
Und ſeine Mutter hat ſein Unglück kaum erfahren,
Da ſchon ein Thränenſtrom von ihren Wangen rinnt.
Sie ringt die Hände, jammert, klagt,
Und ſchwöret der, die ſolche That gewagt,
Die ſtrengſte Rache zu. Sie eilt, um Recht zu bitten,
Und ihren Jammer auszuſchütten,
Alsbald zum Zevs, und der wird leicht,
Da er ſie weinen ſieht, erweicht.

Die Thorheit wird gleich vorgeladen.
Zevs pfleget mit den Göttern Rath,
Hört die Partheyen, prüft die That,
Ermißt den zugefügten Schaden.

Der Götterrath beſchließet insgeſammt,
Die Thorheit ſey hinfort auf immerdar verdammt,
Der Venus blinden Sohn zu leiten.

❁ ❁ ❁

Bedarf es wohl, die Fabel erſt zu deuten?
Man kann leicht fühlen, was ſie lehrt.
Doch, wer mehr Unterricht begehrt,
Der darf nur auf die vielen Ehen,
Die bloß die Thorheit ſtiftet, ſehen.
Er wird die Deutung leicht verſtehen.

XIII.

Colbert und Louvois.

Die Wahrheit iſt, wie dieß die alte Welt ſchon glaubte,
Des Hofmanns Freundinn eben nicht.
Das könnte ſeyn. Doch ich behaupte.
Daß ſie zu Zeiten auch aus einem Hofmann ſpricht;
Denn die Natur iſt ſich nicht immer gleich.
Ich weiß, kein Wuchrer iſt ſo reich,
Daß er zuweilen ſich zum Wohlthun nicht bequemte;
Und wie ſo manchem iſt einmal ein Wort geglückt,

Den sonst der viele Witz nicht drückt,
Deß sich ein Haller selbst nicht schämte.
Wenn einer, der dieß nicht ermißt,
Gleich, wenn er die Erzählung liest,
Glaubt, daß ich sie erdacht: So muß ichs freylich leiden,
Weil sie zu unwahrscheinlich ist;
Ist er dabey nur so bescheiden,
Daß er nicht ganz den Werth ihr raubt,
Und ihre Möglichkeit noch glaubt.

Wer kennt die zween, die stets auf Ehr' erpicht,
Zu ihr mit gleichem Schritt, als Nebenbuler, eilten,
Und die an Frankreichs Hof, der noch von ihnen spricht,
Des vorgen Ludwigs Freundschaft theilten,
Den Colbert und den Louvois nicht?

Ihr Auge war den Großen ihr Geſchicke;
Denn auf die Heiterkeit und Wolken ihrer Blicke
Gab ſtets der ganze Hof, der zittert oder lacht,
Nachdem ihn itzt ein Nichts froh oder furchtſam macht,
Mit ſo beſorgten Augen Acht;
Als Schiffvolk nach dem Himmel ſieht,
Bey welchem ſtets das wankende Gemüth
Sich nach dem Lauf der Wolken richtet,
Und Bangigkeit und Angſt mit Stürmen kömmt und flüchtet.

Es kömmt den beiden Staatsminiſtern
Einſt die Spazierluſt ein. Der Wunſch nach kurzer Ruh
Bringt ſie den Thuillerien zu,
Dem Paphos zu Paris, wo, ſtets nach Siegen lüſtern,

Der Lieb' und Untreu gleich geneigt,
Von jedem Liebesblick, den man nach ihnen schicket,
Doch von ſich ſelbſt noch mehr entzücket,
Der junge Herr ſich, wie die Schöne, zeigt.

Sie waren nicht die beſten Freunde,
Drum lächelten ſie oft einander freundlich an;
Und billig hielte man ſie für die ärgſten Feinde,
Wenn ſie vertraulicher gethan,
Und freundſchaftlich einander gar geküſſet.
Hier lacht vielleicht ein alter Biedermann,
Und denkt, daß der Poet, wer weiß, wie ſeltſam ſchlüſſet.
Ich weiß, er änderte die Meynung ſehr geſchwind,
Wenn er ſich auch einmal aus ſeiner Stadt entfernte,

Und ſelbſt mit ſeinem Schaden lernte,
Daß Hofgeſichter Masken ſind.

Sie gehn im Garten auf und ab,
Kein großer Herr begegnet ihnen,
Der nicht mit ehrerbiethgen Mienen
Die Ehrfurcht zu verſtehen gab.
Der Reverenze Kunſt ſchien jeder zu erſchöpfen.
Es flogen itzt von hochgebornen Köpfen
Die Federhüte ſchnell herab.
Man ſah, wie Grafen andre Grafen
An Ehrfurcht immer übertrafen.

Der Parlamentsherr, welcher früh
Stolz Audienz ertheilt, das Bücken ganz vergeſſen,
Die Gnade ſeines Blicks Clienten zugemeſſen,

Und gravitätisch sich gesessen,
Tritt steif einher, erblicket sie,
Und bückt sich, da er sie erkennt,
Demüthiger, als sein Client.
Kaum zeigen sie sich noch von ferne.
So halten sich die Rücken schon bereit;
So rüsten sich schon Ordensbänder, Sterne,
Pair, Bischoff, Marschall, Prinz zur Ehrerbietigkeit.
Kurz alles, was sie sieht, bis auf die Eminenzen,
Ehrt sie mit tiefen Reverenzen.

Ein unbekannter Mensch, und ein Poet vielleicht,
Der um den Glanz, der um die Großen schimmert,
Sich wenig oder nichts bekümmert,

Und die Allee in ſich vergnügt durchſtreicht:
Bückt ſich vor ihnen nicht, ob er ſie gleich erblickt:
Und ſie, die manchem doch die Ehre kaum erzeiget,
Daß ſie auf ihn gemerkt, der ſich ſehr tief gebeuget;
Bemerken ihn, der ſich nicht bückt.
Sie ſehn ihm nach, und Colbert ſpricht:
Wie glücklich muß er ſeyn! Er kennt uns beide nicht.

XIV.

Die beiden Hunde.

Spitz war der Hund in einem Hauſe,
In welchem ihm durchs ganze Jahr
Das Faſten täglicher, als ſattes Freſſen, war.
Sein Nachbar, Sultan, lebt' im Schmauſe;
Er that, was meiſtentheils ein reicher Erbe thut;
Er pflegte ſich, fraß herrlich, und ſchlief gut.

Er, dem das ganze Herz bey fetten Tellern klopfte,
Und der ſich täglich ſeinen Schlauch
Ganz voll von Herrenſpeiſen ſtopfte,

Schleppt

Schleppt einen Bürgermeiſterbauch.
Spitz war, das läßt ſich leichtlich ſchließen,
Ein Skeleton, an dem vom Kopfe bis zum Füßen,
Sich alle Knochen zählen ließen,
Und das noch bloß im Fell zuſammenhieng.

Die Mäßigkeit hat niemals viel Verehrer;
Der Reiche wenigſtens folgt ſelten ihrem Wink.
Der Mangel iſt ihr beſter Lehrer;
Und der macht auch, daß Spitz ſtets auf das Schwelgen ſchilt.
Und ſtrenge Sittenlehren billt.

Er predigt ſeinem Cameraden,
So oft er zu ihm kömmt, die weiſe Mäßigkeit:
„O Sultan werde doch geſcheidt!
„Mir iſt oft für dein Leben leid!

„Wie

„Wie könnt ich denn, aus bloßer Lüsternheit,
„Muthwillig der Gesundheit schaden,
„Und mich mit Fleisch so überladen?
„Zumal mit Fleisch, da es die Augen triefend
„macht?
„Du denkst, dich liebt dein Herr? Doch nimm
„dich nur in Acht!
„Die Gunst des Herrn kann leicht erkalten,
„So bald sich nicht ein Hund bey Nacht
„Dem Amt gemäß verhält, und wacht;
„Und wer sich übernimmt, kann nie sein Amt
„verwalten.
„Zudem, was nützt das Fett, als daß es dich
„nur drückt?
„Zwar zeitig genug wird es dem Wolf zu stat-
„ten kommen;
„Er hat sich schon, auf dich zu lauern, vorge-
„nommen.

„Ja,

„Ja, ja, Freund, preiſe dich nur immer für be-
„glückt!
„Ich bin doch glücklicher; denn wie du ſehen
„kannſt,
„Stört meine Ruh kein fetter Wanſt.
„Ich fürchte nicht des Wolfes Rachen;
„Ein Anſchlag wider mich kömmt ihm nicht in
„den Sinn.
„Ich weiß mirs großen Dank, (Ja, ja! Du
„magſt nur lachen.)
„Daß ich bloß Haut und Knochen bin.

Doch, ohne ſich daran zu kehren,
Hört Sultan es mit an, und, ohne Wider-
ſpruch,
Läßt er, wie viel er will, ihn ſchelten, ſchreyn,
und ſchwören.
Der Speiſen lieblicher Geruch
Gilt bey ihm mehr, als alle Sittenlehren.

Der

Der beiden Hunde Stand verkehrt des Glückes Streich
Mit ihrer Herren Stand zugleich.
Der reiche Herr wird arm, der arme Herr wird reich.
Man weiß, wie gern das Glück dergleichen Streiche spielet.
Der strenge Spitz, der nun erst selber fühlet,
Wie wohl es thut, wenn man genug zu fressen hat,
Frißt sich zum erstenmale satt.

Der Ueberfluß ist eine Klippe,
Wo die Philosophie sehr plötzlich scheitern kann.
Spitz, das durchsichtige Gerippe,
Wird nun ein feister Wanst, und denkt nicht mehr daran,
Wie stoisch er vorher gethan.

Er nennt die vor'ge Zeit die Zeit von ſeinem Leiden.

Der Märtyrer der Mäßigkeit,
Verführt durch die Gelegenheit,
Giebt ſeinem Hange nach, lebt alle Tag in Freuden,
Und lernt ſehr leicht ein Schwelger ſeyn.
Kurz, unſer Cato wird ein epikuriſch Schwein.

Und alſo wäre Spitz, wie Sultan, fett und dicke.

Die Sitten ändern ſich zugleich mit unſerm Glücke.
Dieß Thier wird ſtolz, und ſieht, mit eines Krämers Blicke,
Der ſich zum Reichſten in der Stadt
Gewuchert und gelogen hat,
Den Sultan ſeitwärts an, den ſeines Herrn Geſchicke,

Das ihm die gute Küch entzieht,
So hager macht, daß er sich nicht mehr ähnlich sieht.

Er spricht: Schon mancher Hund hat sich,
wie du, vergessen,
Nachdem er sich erst aufgefressen.
Wo aber bleibet die Moral,
Die du mit mir wohl hundertmal,
Da du noch mager warst, so weise durchgezanket?
Hast du so bald sie abgedanket?
Doch treffen deine Lehren ein,
So ist die Reih an dir, des Wolfes Zahn zu scheun.

XV.

Die Eule und die Nachtigall.

Eine Verwandlung.

An Herrn Giſeken.

Mein Freund, die Narren ſind nicht deines
Spottes werth;
Dein Witz iſt allzufein, als daß er ſie bekehrt.
An allen Narren iſt die Müh ſchon halb ver-
loren;
Und keine ſind ſo ſchlimm, als die gelehrten
Thoren.
Wer heilt den Kranken wohl, der nicht die
Krankheit fühlt?

Da Sümpfe, die mit Luſt ihr plumper Geiſt durchwühlt,
Für ſie ein Tempe ſind: So laß ſie ihren Sümpfen!
Nützt deine Hülfe wohl? Wie danken ſie? Sie ſchimpfen;
Und ſind dem Knaben gleich *), der ſchwamm, und unterſank;
Als ein gutwilliger Greis ihm nach ins Waſſer ſprang,
Und mit Gefahr des Tods ſein Leben ihm erkaufte;
Dankt' er mit Steinen ihm, und ſchalt, daß er ihn raufte.
Zieh ſie aus ihrem Sumpf! Sie ſtürzen doch behend,
Den Fröſchen gleich, aufs neu ſich in ihr Element.

Drum

*) S. J. G. Rabeners nützliche Lehrgedichte. Dresden, 1691.

Drum laß ſie immerhin einander frech vergöttern.
Es ſuche den Geſchmack ihr Bannſtral zu zerſchmettern.
Der gleicht dem Lorbeerbaum, den nie der Blitz verſehrt,
Ob er gleich mit Geräuſch bey ihm vorüberfährt.

Beleſne Thoren laß den Witz der Neuern ſchimpfen,
Und ihre Naſen dann noch ſo lateiniſch rümpfen!
Stör ſie durch deinen Spott bey ihren Urnen nicht!
Denn glaube! Wenigſtens bekehrt ſie kein Gedicht.
Die Seelen dieſes Schwarms ſind Seelen, die nicht fühlen.

Pedantiſch beym Tibull, und trocken bey Virgilen,
Und ſchläfrig beym Horaz, beym Naſo ohne Geiſt,
Erhöhn ſie alle, bloß weil ſie das Alter preiſt.
Beglückter Cicero! Du warſt in Rom geboren.
Wenn du ein Deutſcher wärſt, ſo wär dein Werth verloren.
Ob gleich dein Geiſt entzückt, dein Feuer nie verliſcht;
Schriebſt du nur kein Latein, du würdeſt ausgeziſcht.

Zwar würd' es Cicero nicht ſehr zu Herzen nehmen;
Er würde, kennt er ſie, ſich ihres Lobes ſchämen.
Lieſt ſonder Ueberdruß uns nur ein Hageborn:

Mein

Mein Freund, was achten wir dann aller Pau-
we Zorn?
Iſt G**rs Zeitvertreib ein Lied von uns ge-
weſen;
Was fragen wir darnach, ob uns Scioppen
leſen?

Der muntre Dichterwitz und die Beleſenheit
Sind, wie du ſelber weißt, ſeit langer Zeit ent-
zweyt.
Den Anfang dieſes Zwiſts, hab ich erzählen
hören.
Zwar hoff' ich unſre Zeit dadurch nicht zu be-
kehren;
Mir iſt genug, wenn mir dein Beyfall nur nicht
fehlt.
Freund, hör; ich ſage nach, was man mir einſt
erzählt.

Ein unbekanntes Thal, das uns kein Hübner nennet,
Liegt, wo sich Belgien von Frankreichs Staaten trennet.
In dieses Thal theilt sich die Schwermuth mit der Lust.
Halb ist es Au' und Pracht; halb ist es Schutt und Wust.
Den Theil, den die Natur mit bunten Wiesen schmücket,
Von denen Flora oft dem Zephyr Seufzer schicket,
Wo dem Gesträuche nicht der Schutz der Bäume fehlt,
Hatt' eine Nachtigall zu ihrem Sitz gewählt.
Im andern Theil, wo sich, zerrüttet durch das Feuer,
Und mürbe durch die Zeit, ein hangendes Gemäuer,

Des prächtigſten Pallaſts armſel'ger Ueberreſt,
Zum Sitz der Schwermuth bot, war einer Eu-
le Neſt.

Die Nachtigall führt oft die Freude zu der
Liebe,
Die Liebe zum Geſang. Die Kehle folgt dem
Triebe,
Singt, wenn es der befiehlt, ſchweigt, wenn
ihm der gebricht,
Und ſie erzwingt mit Müh verliebte Seufzer
nicht.
Des kleinen Orpheus Kunſt ſingt oft die näch-
ſten Aeſte
Ringsum von Vögeln voll, erhitzt zum Tanz
die Weſte.
Die Blumen, die vor Durſt ihr ſchläfrig Haupt
geſenkt,

Erhebens auf ſein Lied, als von dem Thau getränkt;
Die Bäume taumeln froh einander liebzukoſen;
Wollüſtig ſchamhaft glühn die durch ihn röthern Roſen.

Da der Gewalt des Lieds mit Freuden alles wich:
Gab nicht die Eule nach; ja ſie erzürnte ſich,
Theils neidiſch, daß das Thal ſie zu begierig hörte;
Theils mürriſch, daß ſie ſie in ihren Träumen ſtörte,
Wenn ſie in ihrem Neſt, als auf dem Dreyfuß, ſaß,
Und jedes Steins Geſtalt und Größ' und Winkel maß.
Denn mit unnützem Fleiß durchwacht ſie ganze Nächte.

Sie

Sie dünket ſich gelehrt, und führet ihr Geſchlechte
Von Pallas Eule her, die, wie ſie ſonſt gehört,
Oft in Meduſens Kopf ſehr mühſam und gelehrt
Die Schlangen nachgezählt. Ergrimmt ſtraft oft die Eule
Die Kunſt der Sängerinn mit kritiſchem Geheule.

Schweig, ſpricht ſie, Schwätzerinn! Was ſtörſt du meinen Fleiß?
Da dir kein Kluger Dank für deine Poſſen weiß.
Verſtändigen ſuchſt du vergebens zu gefallen.
Ganz anders klang vordem das Lied der Nachtigallen;
Doch dieſe Kunſt ſtarb aus, die ihnen die Natur

Zu ihrem Antheil gab, und die zwar ihnen nur.
Wie kannſt du noch ein Lied nach ihren Liedern wagen?
Wie können dein Gewäſch die Vögel noch vertragen?
Sie hören, als entzückt, dir, jungem Stümper zu.
Ich, alter Uhu, bin gelehrter doch, als du;
Und man verachtet mich. O ihr verderbten Zeiten,
Wo man auf Schwätzer hört, und Eulen nichts bedeuten!
Da meinen Ahnherrn doch, zu aller Zeiten Lob,
Minervens weiſe Gunſt zum Rang des Adlers hob,
Der Jupitern bedient. Ihn preiſen alle Klugen.
Wie damals zu Athen die Nachtigallen ſchlugen,

Hat

Hat er oft angehört; und immer unverderbt,
Hat mein Geſchlecht durch ihn ein Stück davon geerbt.
Er ſangs dem Sohne vor, der es den Enkel lehrte,
Und welches bis auf mich die Reih der Ahnen hörte.
Verlangſt du ja noch Ruhm: So ſchweig, als Schüler, ſtill;
Und ſinge ſo mir nach, wie ich dich lehren will.

Kurz, was die Eule ſpricht, ſind düſtre Vorurtheile.
Doch, was vermuthet man wohl ſonſt von einer Eule?
Der neue Sänger macht ein lehrreich Schulgeſicht,
Und wagt aus grobem Hals ſein Alterthum ans Licht.

Welch gräßliches Gemiſch von Nachtigallentönen,
Und brauſendem Geheul, das alle Vögel höhnen!

Sie quält ſich ſo, wie ſich ein ſtumpfer Maler quält,
Wenn Dürers Zauberkunſt dem rohen Pinſel fehlt;
Der in Copien doch, unfähig und verwegen,
Ein Düreriſch Gemäld' uns denket vorzulegen.
Ein Düreriſcher Strich, den er im Schlaf' erwiſcht,
Bricht aus des Chaos Nacht, mit Plumpheit untermiſcht,
Noch hier und da hervor; doch Kunſt und Feinheit liegen
Vergraben unterm Schutt von ſeinen groben Zügen.

Vor

Vor dem Geheul' erbleicht der Blätter junges Grün;
Die Blumen hängen welk die Häupter, und verblühn;
Aus dem Gehölz erschallt der Faunen laut Gelächter.
Welch Schicksal! Ihre Kunst erwirbt sich nur Verächter.

Da sie die Nachtigall mit andern lachen sieht,
Ergrimmt ihr Herz noch mehr, das schon von Rache glüht;
Und diese soll die Schuld der rauhen Kehle tragen.
Der Eule hilft die Nacht. Der Feindinn nachzujagen,
Stürzt sie aus ihrem Nest', und holet sie fast ein,
Eh diese der Gefahr noch denket nah zu seyn.

Der

Der Rettung Hoffnung iſt dem Herzen ſchon
entfallen.
Der Künſte Schutz, Apoll beſchützt auch Nach-
tigallen.
Sie bebt vor der Gefahr, doch ſie erſchrickt
noch mehr,
Da ſie ſich ſinken fühlt. Der kleine Leib wird
ſchwer,
Und ſchnell verlängern ſich, die Erde zu erlan-
gen,
Die Füße, welche ſchon zu ſchwellen angefan-
gen.
Halbflatternd läuft ſie fort, da ſie zu fliegen
ſucht.
So nimmt in Afrika ein ſchwerer Strauß die
Flucht,
Er ſpannt die Flügel aus, die ihn zwar nicht
erheben,

Doch einen ſchnellern Lauf den langen Füßen geben.
Der Leib ſchießt in die Höh, und wird im Wachſen breit.
Die Federn löſen ſich, durchwachſen, ſind ein Kleid.
Die Flügel, welche ſich zum Flug' empor gehoben,
Sind Aerme, welche ſich zum Hals hervorgeſchoben,
Und ſtehen noch empor. Am Kopf, der ſich verdickt,
Verliert der Schnabel ſich, da er ſich platter drückt.
Die Federn ſtreichen ſich zurück, um Haar zu werden.
Der ganze Kopf gewinnt ſchon menſchliche Geberden.
Die Augen zeigen Glut, die Stirne Heiterkeit,

Die

Die Augenbraunen Witz, die Wangen Freundlichkeit.
Der Töne Harmonie wird, mitten in dem Schlagen,
Ein rührendes Gedicht voll edler banger Klagen.
Die Dichterinn der Luft, die ihrem Tod' entgeht,
Wird durch Apollens Gunst ein menschlicher Poet,
Der oft ein Thränenheer, als Zaubrer, von der Bühne
Den Logen schicken soll, ein zärtlicher Racine.

Der neue Mensch, der sich bewundernd erst besah.
Blickt nach dem Feind zurück. Die Eul ist nicht mehr da;
Denn mitten in dem Flug, da sie ihn fast erhaschet,
War sie zurück gepralt, vom Wunder überraschet.

Die

Die Angſt verdrängt den Zorn, der ihr zur Rache rieth.
Sie ſitzt von fern, ſieht zu, und weiß kaum, was ſie ſieht.
Da ſie die Nachtigall als Menſchen kaum erblicket,
Ergrimmt ſie noch weit mehr, daß nicht ihr Anſchlag glücket.
Die Ohnmacht ihrer Wut jagt ſie ins Neſt zurück.
Sie heulet fürchterlich, und flucht auf das Geſchick.

Sie ſchreyt: Wie quält ihr mich, ihr ungerechten Götter!
Iſt das der Frechheit Lohn? Beſtraft ihr ſo die Spötter?

Wie? Machet ihn ſein Stolz, den noch ſein Leichtſinn nährt,
Sein kindiſches Geſeufz der Menſchheit etwan werth?
Euch iſt es nicht genug, daß ihr ihn noch verſchonet,
Und mich an ihm nicht rächt; nein, er wird gar belohnet!
Ich dichte manchen Tag; ich ſcheu aus Fleiß das Licht;
Ich wache durch die Nacht; und mich belohnt ihr nicht?
Minerva! Bey der Gunſt, die wir mit Danke preiſen,
Die du gewürdiget, der Eule zu erweiſen,
Von der ich abgeſtammt, bey der beſchwör' ich dich!
Errette meinen Ruhm! Hilf, und verwandle mich!

Zum Danke will ich auch für dich ſtets muthig kriegen,
Als deiner Feinde Feind, und Schwäger bald beſiegen.

Minerva hört ſie nicht, ſo ängſtlich ſie auch ſchreyt.
Die Göttinn hatte bloß um ihre Wachſamkeit
Zu ihrem Vogel einſt die Eule ſich gewählet;
Und was iſt Wachſamkeit, der Witz und Weisheit fehlet?

An ſtatt Minervens hört der Dummheit Göttinn ſie,
Die hoffet, daß ſie ihr einſt neue Jünger zieh.
Die Eule ſpringt ins Thal; denn ſie entwächſt dem Neſte.
An ſtatt der breiten Bruſt, die ſich zurücke preßte,

Drängt ſich der Bauch hervor, der ſich von Hochmuth bläht,
Und deſſen neue Laſt auf dickern Füßen ſteht.
Die Flügel fallen vor, und beider Flügel Enden
Verſammlen ſich in eins, und bilden ſich zu Händen,
Die, da ſie noch entſtehn, ſchon ihr Beruf bewegt;
Indem die Rechte ſich nach Zeilen ämſig regt,
Durch Folianten nun in Eil ſich zu vergöttern;
Die Linke ſich oft krümmt, als Bücher durchzublättern.
Des Leibes Federn ſind ein ſtaubichtes Gewand;
Des Kopfes Federn Haar, das wuchs, und vorn verſchwand;

Und nunmehr zeiget ſich in ſeinem vollen Lichte,
Von Federn ganz befreyt, das werdende Geſichte.
Das Auge bilden Neid, Verwirrung, dummer Fleiß;
Zur Augebraune macht der Stolz den gelben Kreis,
Und ſtreift ihn in die Höh, um Ehrfurcht zu erhalten;
Und die Verachtung bricht die Stirn in finſtre Falten,
Indem der plumpe Hohn die neue Naſe rümpft;
Der Schnabel, der geheult, wird ſchon ein Mund, der ſchimpft.
Aus welchem Schmähungen ſtromweis gefloſſen kommen,
Weil ihn die Grobheit ſich zu bilden vorgenommen.

Der Uhu iſt nunmehr ein menſchlicher Pedant,
Ein furchtbarer Orbil. Noch fehlt ihm der Verſtand.
Wie kann die Dummheit ihm, was ſie nicht hat, ertheilen?
Statt deſſen füllt ſie ihm den Kopf mit Vorurtheilen.

Der neue Menſch dankt nun Minerven froh dafür,
Verſpricht ihr Streitbarkeit, und widmet ſich nur ihr.

Minervens Afterſohn, der in die Welt itzt eilte,
Blieb immer, was er war, als er das Thal durchheulte,
Weil er, als Menſch, den Tag in Stuben itzt verſchrieb;

Wie

Wie er den Tag hindurch, als Eul', im Neſte
blieb.
Oft zieht ihn noch ſein Hang zu moosichten Ge-
mäuern,
Wo er ſich Mühe giebt, ein Grabmal zu er-
neuern,
Nach Aſchenkrügen gräbt, Inſcriptionen lieſt,
Und alle Punkte zählt, und alle Züge mißt.
Und Schnitzer, die zu Rom ein Steinmetz einſt
begangen,
Zu Heiligthümern macht, die unſern Fleiß ver-
langen.

Des Körpers Eigenſchaft theilt ſich der See-
le mit.
Wie ſonſt ſein Auge nicht das Licht des Tages
litt,
Und ſich nur in der Nacht zum Sehen aufge-
ſchlagen:

So kann die Seele nicht der Weisheit Licht
vertragen,
Und forscht in Tiefen nach, wo sich ihr Strahl
verliert.
Wo ein gerader Weg uns zur Erkenntniß
führt,
Läßt er den Leser erst in Labyrinthen irren.
Die Lesart hilft ihm oft, was deutlich ist, ver-
wirren.
Wenn er Citata häuft, und, in sich selbst ver-
narrt,
In seiner Noten Wust die Schönheit tief ver-
scharrt,
Die im Horaz uns rührt, und ohn' ihn eh sich
weiset,
Denkt er, daß ihn dafür die letzte Nachwelt
preiset.
Wer anders liest, als er, dem fehlet der Ver-
stand,

Der

Der iſt ein Geck, ein Klotz, und ſchimpft ſein Vaterland.
Als Eule fand er ſtets am Heulen ſein Vergnügen;
Auch nun beheulet er, daß alle Künſte liegen.

Die arme Nachtigall verfolgt ohn' Unterlaß,
Auch als Poete noch, ſein unverſöhnter Haß;
Er zieht in den Proceß mit ihm die neuen Dichter,
Klagt ſie der Dummheit an, iſt Kläger, und auch Richter.
Man hört ihn nicht. Er ſchreyt. Der Dichter läßt ihn ſchreyn.
Er rührt die Saiten kaum: ſo ſind die Herzen ſein.

Der Uhu läßt den Haß zum Erbtheil ſeinen Jüngern.
Den Anhang des Geſchmacks ſucht jeder zu verringern,
Und rufet ſchon Triumph, eh er den Feind erblickt.
So lange wird die Glut des Krieges nie erſtickt:
So lang als unter uns, die Römer miszuhandeln,
In menſchlicher Geſtalt noch Eulen häufig wandeln.

XVI.

Der Reiher.

Ein Reiher, welcher ſich nichts ſchlechtes dünken ließ,
Und, wenn ein guter Raub ſich ſeinem Schnabel wies,
In Meynung, daß für ihn das Beſte nur gehörte,
Stets, unſern Unzufriednen gleich,
Nach einem beſſern Raub begehrte,
Umflatterte begierig einen Teich,
Um etwas Gutes auszuſpähen.

Ihm zeiget hier ſich anfangs gleich,
Ein Hecht, nicht übergroß, doch auch nicht zu verſchmähen.
Ein Hecht? — Und noch dazu nur klein? — Dem nachzuſtellen,
Das wäre nicht der Mühe werth.
Ein Reiher meiner Art begehrt
Zu ſeinem Mahl nichts ſchlechters, als Forellen.

Ihm kömmt darauf ein Karpe zu Geſicht.
Und dieſer auch bezahlt die Mühe nicht,
Sich das Gefieder naßzumachen.
Er ſchießt herum, ob er nichts beſſers finden kann.
Sein Magen iſt noch leer. Der Hunger fängt ſchon an,
Durch die Bewegung aufzuwachen.

Er weiß am Rand' ein Loch, wo eine Schlei-
he ſteckt.
Jedoch, wie könnte ſich ein Reiher ſo vergeſ-
ſen?
Dem weder Hecht noch Karpe ſchmeckt,
Der wird nicht Schleihen freſſen.

Ohnfehlbar findet ſich für ihn doch endlich
was,
Ihm ſinkt der Muth noch nicht. Nur friſch!
Er fliegt im Kreiſe
Rings um den Teich, und ſieht, nach ſeiner lan-
gen Reiſe, — —
Sonſt nichts als einen Krebs. — — Ein
Krebs? Was wäre das?
Für ihn ſind Krebſe keine Speiſe.

Er fängt aufs neu herumzuſchwärmen an.
Umſonſt! Er findet ſich betrogen.

Ach, seufzt er, hab ich doch so müde mich geflogen,
Daß ich nicht mehr vor Hunger dauern kann.
Welch Schicksal, daß ich nun bloß eine dürre Schnecke
Nach meiner langen Wahl entdecke!

Geschwind zum Hecht zurück! Denn nun dünkt ihm der Hecht
Nicht mehr, wie kurz vorher, zu schlecht.
Doch der wird nicht mehr da, wo er ihn sucht, gefunden.
Hecht, Karpe, Schleihe, Krebs, sind insgesamt verschwunden.

Er sichts, bedenkt sich kurz, und kehrt den Augenblick
Zur Schnecke, die noch schleicht, zurück.

Er

Er hat nicht Luſt, noch länger auszuleſen.
Seht, was des Hungers Macht für Wunder-
werke thut!
Dem, welchem Karp' und Hecht nicht gut ge-
nug geweſen,
Schmeckt endlich eine Schnecke gut.

* * *

Und ach, wie mancher wird dieß leſen,
Den es vielleicht noch itzt verdrießt,
Daß gleiches Schickſal ihm wohl auch begeg-
net iſt.
Wie öfters läßt der Stolz ſein Glück ſich ſelbſt
entgehen,
Und darf, was ſich ihm beut, als allzuklein,
verſchmähen;

Bloß, weil er ſteif auf eigner Wahl beſteht.
Er iſt gewohnt, in Träumen auszuſchweifen.
Ein großes Glück iſt ihm nicht groß genug:
— — und ſehe!
Er muß zuletzt nach dem begierig greifen,
Was noch weit ſchlechter iſt, als was er erſt verſchmäht.

XVII.

Der Eſel und das Schwein.

Die Schmähſucht iſt den Menſchen eigen
An Andrer Art und Thun das Löbliche zu zeigen,
Iſt ſelten ihre Luſt; der Tadel reizt ſie mehr.
Ein Lob, das ſie nicht gilt, wird ihren Lippen ſchwer;
Dann lernen auch die Schwätzer ſchweigen.
Dagegen wie ſo ſchnell wird ihre Zunge nicht,
Wenn ſie von Andern übel ſpricht!
Dann fehlt der Witz auch nicht den Blöden;
Dann lernen auch die Stummen reden.

Zu unſrer Schande laßt uns ſehn,
Was von der Menſchen Luſt, zu ſchmähn,
Und alles, außer ſich, voll Ekel zu verachten,
Vorzeiten einſt zwey Thiere dachten.

Ein Eſel ſprach: Nein! Das befremdet mich.
Gewiß, der Menſch muß auch nicht alles überlegen.
Kein Thier iſt ihm verächtlicher, als ich:
Ich bin ihm, wenn er nur mich anſieht, lächerlich;
Und gleichwohl ſeh' ich nicht: Weswegen?

Ich bin ein arbeitſames Thier;
Und weiß auch in Geduld in alles mich zu ſchicken.
Die Laſt kömmt nicht von meinem Rücken;
Ja oft beladt man mich ganz über die Gebühr.

Fällt

Fällt unſerm Knecht' ein Weg nur ein;
So muß ich ihm anſtatt des Pferdes ſeyn,
Früh fängt es oft kaum an, zu tagen,
So muß ich zum Verkauf die Gartenfrüchte tragen,
Und die Verkäuferinn dazu.
Zum Müller trag ich das Getreide,
Und, wenn ich hundert Wege thu,
Bedarf ich keiner fetten Weide.
Man braucht die Sorge nicht, ob mir die Mahlzeit ſchmeckt;
Denn Diſteln ſelbſt ſind mein Confect.
Gewiß an Mäßigkeit hab' ich nicht meines-gleichen.

Zwar muß ich an Geſtalt dem Pferde freylich weichen;
Und, mir bewundernd nachzuſehn,

Bleibt niemand auf der Straße ſtehn.
So hab' ich, wie ich das mir ſelber nicht verhehle,
Auch keine Nachtigallenkehle.
Doch, wenn man nur mit mir gerecht verfährt,
Sind dieſe Fehler ja kaum des Erwähnens werth.

„Den Menſchen dich zum Spott zu machen,
„Reicht ſchon Ein Fehler zu; antwortet ihm ein Schwein.
„Wir mögen noch ſo nützlich ſeyn:
„So hindert ſie das nicht, uns höhniſch zu verlachen.
„Weil ich in Pfützen mich manchmal herum„gefühlt;

„So

„So weißt du ſelbſt, wie ſie dem Namen, den
„ich führe,
„Zu allen Zeiten mitgeſpielt.
„Doch ſchmeck ich ihnen gut. Was klagen
„zwar wir Thiere,
„Da ſeinesgleichen ſelbſt kein Menſch zu ſcho-
„nen pflegt?
„Die Menſchen ſind einmal zur Schmähſucht
„aufgelegt,
„Und alles läßt ſie die, um alles leicht zu ſchmä-
„hen,
„Bloß von der ſchlimmen Seite ſehen.„

XVIII.

Die Katze und die Wiesel.

Wer lehren will, muß erſt ſein eigner Lehrer ſeyn.
Ein einzigs Beyſpiel reißt in Tagen ſchleunig ein,
Was hundert Gründe kaum in ganzen Jahren bauen.
Kein Tyger macht den Bär gelind,
Und zähmet ſeinen Grimm, wenn ſelber ſeine Klauen
Noch naß von Menſchenblute ſind.

Wen hat wohl je der Moraliſt gerühret,
Der Satz auf Satz in Bänden demonſtriret,
Die Eitelkeit ſey unſrer Herzen Peſt;
Und doch ſich vor ſein Werk in Kupfer ſtechen
läßt?
Und weſſen Stirn bleibt dann in Falten,
Wenn uns ein fetter Mönch, andächtig und
beredt,
Den Reichthum zu verachten räth,
Für ſich allein ihn zu erhalten?

❖ ❖ ❖

Ungern ſah Murner Tag vor Tag,
Er, dem die Mäuſejagd gar ſehr am Herzen
lag,
Wie freche Wieſel ihm in das Gehege giengen.
Er ſelbſt ſchmauſt Mäuſe gern. Wie wird es
ihm gelingen,
Die Wieſel davon abzubringen?

Der Kater waffnet ſich mit Tugend und mit Pflicht.
Er ſtellt ſich heilig an, und ſpricht:
Wie? Fürchtet ihr euch denn der Sünde nicht?
Dem frommen Mäuſevolk blutdürſtig aufzulauern!
Wen ſollten nicht die armen Thiere dauern,
Da ihr durch ihren Tod ja keine Bosheit rächt?
Ihr, ihr bringt Krieg und Angſt ſelbſt bis in ihre Löcher,
Und die Gewalt iſt euer Recht.
Doch bebt! Der Himmel iſt der ſchwachen Unſchuld Rächer.
Saugt Eyer aus, ſo lang ihr lüſtern ſeyd!
Denn das iſt eine Kleinigkeit,
Die man euch herzlich gern verzeiht.
Doch ſchwache Mäuſe zu ermorden,

Von denen ihr doch nicht beleidigt worden;
Bedenkt; das geht zu weit!
Nein! Das iſt eine Grauſamkeit,
Die wider euch zum Himmel ſchreyt.

Ein Wieſel ſprach darauf: Das ſind ſehr ſchöne Lehren,
Und dein Verweis könnt uns bekehren,
Hätt' ich nicht geſtern ſelbſt mit Augen angeſehn,
Wie eine Maus dich bat. Was half ihr wohl ihr Flehn?
Sie war für dich ein Leckerbiſſen,
Du machteſt dir, gleich uns, darüber kein Gewiſſen.

XIX.

Der Sophi.

In Persien lebt einſt, nach einer alten Sage,
Ein Sophi ſeltner Art. Sein Nam iſt ungewiß;
Mich dünkt, er hieß Zab Apervis. *)
Bald war er ſeiner Länder Plage,
Wenn ihn ſein böſer Hang zu Grauſamkeiten riß;

Doch

*) Apervis ſoll in der alten perſiſchen Sprache einen Ungeſtümen bedeuten. Zab findet ſich auch unter den morgenländiſchen Namen der perſiſchen Könige. Allgemeine Welthiſt. IV Th. S. 458. IX Th. S. 680.

Doch kamen ſeine guten Tage,
So ſchiens, als ob er ſich der Güte nur befliß.
Er war ein Fürſt in zweyerley Geſtalten.
Zu manchen Zeiten hielt man ihn
Für ſeines Landes Glück, für einen Antonin;
Sein Volk bat das Geſchick, ihn lange zu erhalten;
Bis bald darauf in ihm, der Nero, der Tarquin,
Zu ſeines Landes Qual erſchien.
Dann bat ſein Volk den Tod, es von ihm zu erlöſen.
Kurz, er war ein Gemiſch vom Guten und vom Böſen.

Bey ihm ſtund ein Vezier in Gunſt,
Gleich tapfer und gerecht, ein Schutzgott von dem Lande

Im

Im Frieden und im Krieg, ein Nestor an Verstande.

Jedoch, ihm fehlte Nestors Kunst,
Bey dem Verweis die Strenge zu vermeiden,
Und rauhe Warnungen annehmlich einzukleiden.

Er schalt mit seiner Ehrlichkeit
Den Sophi sonder Wahl der Zeit,
Oft mitten in der Grausamkeit;
Und doch, (wer dächte das!) konnt ihn der Sophi leiden.

Denn seinem Fürsten war sein Herz und sein Verstand
Und seine Tugend ganz bekannt.

Oft wandte der Vezier mit Muthe von dem Reiche
Der Tyranney gedrohte Streiche
Durch seiner Reden Nachdruck ab:

Brachr'

Bracht' oft vor ſeinen Thron gedrückter Witt
wen Zähren;
Zwang ihn, durch Großmuth ſich zu ehren;
Und machte, daß der Fürſt oft ſchont', oft ganz
vergab.
So oft der Schmeichler Rath ein Mittel ihm
erfand,
Sein Volk zu peinigen: So gab er ihm die
Lehre,
Daß für den König nicht das Land,
Daß für das Land der König wäre.

Man weiß im Orient iſt ſchon ſeit langer
Zeit
Bey Fürſten, durch Gewalt der Mode,
Ein Brudermord nur eine Kleinigkeit.
Zah Apervis verdammt den Bruder auch zum
Tode,
Weil ihn ein flüchtiger Verdacht,

Als ſucht er ſeinen Thron, zu ſeinem Feinde
macht;
Und, eh er ihn verhört, ſchlägt er ihn ſchon in
Ketten
Als der Vezier den Prinzen zu erretten,
Von dem er weiß, daß er die Treu nicht
bricht,
Zu frey und zu catoniſch ſpricht:
Entrüſtet er ſich mehr. Er haßt in ſeinem
Grimme
Des Freundes fürchterliche Stimme.
Der Schmeichler Rath hilft ſeiner Wut.
Der rauhen Warnungen, der täglichen Be-
ſchwerden,
Und der Verfolgungen der Wahrheit los zu-
werden,
Rechtfertigt er den Haß mit Blut.
Das erſte Laſter macht zum zweyten Laſter
kühner,

Und

Und der Vezier erfährt, daß ihn der Sophi
scheut.
Ein Strang erdroſſelt ihn. So wird ſein treu-
ſter Diener
Ein Märtyrer der Redlichkeit!

In Herzen, die ſich nicht der Tugend ganz
verſchließen,
Folgt gleich die Reu dem Laſter nach.
Vor das Gericht, vor dem auch Fürſten ſtehen
müſſen,
Ruft ihn das furchtbare Gewiſſen,
Das über ihn ein marternd Urtheil ſprach.
Er läßt um ſeinen Freund aufricht'ge Thränen
fließen.
Des Sophi wiederrufend Ach
Vertilget ſeines Todes Schmach:
Durch Thränen brächt er gern, (vermöchten
das nur Thränen,)

Ihn wieder in das Reich der Lebenden zurück.
Umsonst ist seine Reu; vergebens ist sein Sehnen;
Er raubt auf ewig sich der wahren Freundschaft Glück.
Zwar tödten kann ein Fürst; doch das genommne Leben
Getödteten nicht wieder geben.

Dieß sieht der Schmeichler Schwarm, und wagt es ohne Scheu,
Den Thränen, die den Sophi ehren,
Durch seines Mordes Lob zu wehren.
Denn wenn hat wohl die Schmeicheley
Der Fürsten Laster nicht vertheidigt?
Er spricht! Was klagest du? Er hatte dich beleidigt.

Dieß Urtheil forderte ſelbſt die Gerechtigkeit.
Kein treuer Unterthan vergehet ſich ſo weit,
Daß der Vezier ihn dauern ſollte,
Da er ſo viel verbrach, und da er ungeſcheut
Selbſt ſeinen König meiſtern wollte.
Nein! Er empfieng noch nicht den Lohn, der ihm gebührt:
Und bey dem Urtheil hat die Güte dich geführt.
Du warſt befugt, ihn, eh er ſtarb, zu quälen.
Ein Sophi, der, wie du, regiert,
Wie könnte der wohl fehlen?

Der Sophi, der itzt nicht Vertheidiger begehrt,
Spricht, durch ihr ſchändlichs Lob empört,
Ihr ſeyd nicht meines Zornes werth!

Auch werden nicht durch Blutvergießen
Begangne Morde gutgemacht;
Sonſt ſolltet ihr das Lob mit eurem Blute büßen,
Durch welches ihr, euch zu erhöhn, gedacht.
Wenn ihr nicht niederträchtig wäret:
So hättet ihr in mir die Reue ſelbſt genähret.
Wie? Schämt ſich der mit Recht, den Fehler zu geſtehn,
Der doch zuvor ſich nicht geſchämt, ihn zu begehn?

Der Sophi zeugt den Ernſt der Reue,
Da er des Bruders Bande löſt,
Ihn bittet, daß er ihm verzeihe,
Und, zu Erweckung beßrer Treue,
Die Schmeichler gleich vom Hofe ſtößt.

XX.

Die Mücke.

Der Menſch kann nie dem Unglück ganz entfliehn;
Er müßte ſonſt ſich ſelbſt entfliehen können.
Vorſichtig mag er ſich bemühn;
Gleich jeden Feind von ferne zu erkennen,
Und vor dem Angriff noch ſich klug zurück zu ziehn!
Das Unglück braucht ihn ſelbſt zum Werkzeug wider ihn.
Er triumphirt, daß ihn die Argliſt nicht bezwang;

Doch ſeine Sicherheit macht bald ihn unbeſonnen.
Er iſt dem Feinde kaum entronnen,
Und ſtürzet nun ſich ſelbſt in ſeinen Untergang.

Er gleichet der betrübten Mücke,
Die einſt, des Fliehens müde, ſprach:
Mir ſetzet überall mit Blutdurſt und mit Tücke
Die unbarmherz'ge Schwalbe nach.
Wie kläglich iſt doch mein Geſchicke!
Die Hölle hat dieß Thier, das ſtets uns Mücken ſchreckt,
Zu unſrer Qual nur ausgeheckt;
Denn immer ſteht ihr Luchsaug' offen;
Ihr Bauch iſt immer unſre Gruft.
Kein Stillſtand iſt von ihr zu hoffen.
Am beſten iſts, ich flieh die freye Luft.

Das klägliche Geſchmeiß will ſeiner Sorg' entrinnen.
Vor Prognens Wut in Ruh zu ſeyn,
Quartieret ſie in einen Stall ſich ein.
Doch hier ſieht ſie Arachnen ſpinnen,
Und ſie erſchrickt, daß die Gefahr
Verändert, nicht gehoben war.

Nein! ſpricht ſie; dieß Geſpinnſt, das dort im Winkel ſchwebet,
Hängt wohl die Spinne nicht zum Zeitvertreibe hin.
Dieß Netz, das ſie ſo künſtlich webet,
Zeigt mir, wie übel ich hier aufgehoben bin.
Am beſten, daß ich itzo noch,
Da ich noch kann, mich ſchnell von hier verliere.
Fort, ohne Säumen! Was ſind doch
Wir Mücken für geplagte Thiere!

Kaum iſt der Schluß gefaßt: So wird er
ausgeführt.
Sie flieget in ein Haus, wo Fried und Ruh
regiert,
Wo keine Spinneweben hangen.
Noch weniger kann hier ſie eine Schwalbe fan-
gen.
Da ſie den Feinden klug entgangen:
Geſchieht es doch, daß ſie blind in ihr Unglück
fliegt,
Und, eh ſie es vermeynt, verbrannt im Leuch-
ter liegt.

XXI.

Der Gems und der Eber.

Der Thor ſchließt erſt ſein Taubenhaus alsdann,
Wenn es der Marder ausgeleeret.
Er, welchen nichts in ſeinem Schlafe ſtöret,
Sieht das nur, was geſchieht; allein der weiſe Mann
Sieht das auch, was geſchehen kann.
Ihn trifft der Ueberfall in ſeinem Harniſch' an.
Es iſt umſonſt, daß man die Mannſchaft dann vermehret,
Die Panzer ſchmiedet, ſich bewehret,

Die Mauern flickt, die Thore ſchließt,
Wenn Hannibal ſchon vor den Thoren iſt.

An einem Fichtenbaum, der feſt, als eine Mauer,
Des Nordes ſpottete, weil er ſo manches Jahr
In Wettern abgehärtet war,
Wetzt' einſt ein Eber ſeine Hauer.
Dieß ſieht ein Gems, und ſpricht: Was droht dir für Gefahr?
Wo iſt der Feind, daß du dich rüſteſt?
Ja ließe ſich ein Bär, ein Wolf zum mindſten, ſehn,
Mit dem du itzt den Zweykampf wagen müßteſt:
So wäre, was du thuſt, gar ſchön.
Doch itzt? Was denkeſt du? Denn alle deine Hitze

Macht dir nur Müh, und iſt nichts nütze.
Es muß um deinen Kopf nicht allzurichtig
ſtehn.

Schweig, ſpricht das kluge Schwein. Dein
Auge reicht nicht weit.
Weh ſolchen Thoren, die dir glauben!
Wenn nun der Wolf ſchon in der Nähe
dräut,
Dann iſt es wohl noch Wetzens Zeit!
So weißt du nicht, daß Sicherheit
Den ſchon gewiſſen Sieg kann rauben?

XXII.

Der Eſel und der Hund.

Man ſoll vor ſeiner Thüre kehren,
Eh man vor fremde Thüren geht.
Ein Sprüchwort ſagts, und will uns dadurch lehren,
Daß dem der Amtston gar nicht ſteht,
Daß der ſich ohne Grund zum Lehrer tüchtig ſchätzet,
Der ſelbſt noch nöthig hat, daß man ihm Lehrer ſetzet.

❁ ❁ ❁

Eins von den allerdümmſten Thieren,
Der Eſel, fand, nach des Richer Bericht,

Gefallen

Gefallen am Moraliſiren.
Dieß albre Thier iſt wohl der erſte Dummkopf
nicht,
Dem einfällt, uns zu unterrichten.
Wie viele ſchreiben nicht von Pflichten
In erzmenantiſchen Gedichten?

Der Eſel ſchreyet ſich an Sittenlehren heiſch.
Sein Lärm erſetzet oft den Abgang der Ge-
danken.
Er macht ein heftiger Geräuſch,
Als Hunde, welche ſich um einen Knochen zan-
ken.

Er warf einmal dem Haushund, Beccas, vor,
Daß er ſehr leckerhaft und ſehr gefräßig wäre.
Er ſprach: Freund, merke dir zur Lehre,
Daß das ein großer Fehler iſt,
Wenn man nach Herrenſpeiſen ſchnappet,

Und

Und nichts den Tag lang thut, als frißt.
Du weißt, daß, wenn dein Herr bey Schüſſeln dich ertappet,
Ein Stock dir übel mitgeſpielt.
Dein Rücken hat es gnug gefühlt.
Auch thut es noth, daß ich noch was erwähne.
Wie mancher wird durch dich erſchreckt.
Du bleckeſt um ein Nichts die Zähne,
Und man weiß oftmals nicht, was dir im Kopfe ſteckt.
Den Reiſenden iſt wohl kein Thier verhaßter,
Als du mit deiner Heftigkeit.
Der Jachzorn, die Gefräßigkeit,
Sieh an! Das ſind zwey große Laſter.
Die Zeiten ſind verderbt. Ihr Herren Thiere thut,
Was euch die Leidenſchaften heißen.
Ihr ſeyd Schmarotzer, grob, zankſüchtig bis zum Beißen;

Ja,

Ja, viele ſind ſo wild, einander zu zerreißen.
Das Herz der Wenigſten iſt gut.
Ich habe mir oft vorgenommen,
Ihr Herz zu reinigen, und den Verſuch gemacht.
Jedoch ihr Undank iſt bereits ſo weit gekommen,
Daß man auch eines Lehrers lacht.
Kurz, Fleiß und Arbeit ſind verloren.
Ich pred'ge lauter tauben Ohren.

Das wundert mich! Du predigſt gleichwohl ſchön.
Der Einſicht Lob muß man der Rede zugeſtehn;
Verſetzt der Hund, der boshaft ihn verhöhnt.
Ohn einen Punkt würd ich ſie ganz vollkommen nennen.
Wie haſt du den vergeſſen können?
Du haſt der Faulheit nicht erwähnt.

XXIII.

Der Fuchs und der Rabe.

Ein Fuchs gieng aus, ſich umzuſehn,
Ob ihm von ohngefähr kein Huhn begegnen wollte,
Und ob kein Rab' ihm zu Gebote ſtehn,
Und nur für ihn geſtohlen haben ſollte.
Doch dießmal ſchiens ihm nicht, wie ſonſt, nach Wunſch zu gehn;
So ſcharf ſein Auge ſah, wußt' er nichts auszuſpähn.

Da er bereits umſonſt viel Felder durchgeſtreifet,
Erblicket er ein Förſterhaus,

An

An deſſen Wand dehnt ſich ein breiter Wein-
ſtock aus,
Der eine Traube trägt, die ſich zu einem
Schmaus
Vor allen andern ſchickt; er macht den Schluß
daraus:
Sie ſey für ihn ſo früh gereifet.

Die Wahl bewies, daß er in dem, was köſt-
lich ſchmeckt,
Nichts wen'ger, als ein Neuling, wäre,
Und brachte ſeiner Einſicht Ehre.
Die Traube hieng ganz unbedeckt,
Und, durch kein Laub dem Sonnenſtral ver-
ſteckt,
War ſie des Weinſtocks Pracht, und milder auf-
geſchwollen.
Der Fuchs, der in dem Wahn, er brauche nur,
zu wollen,

Sie

Sie mit den Augen ſchon verſchlang,
Sprang nach ihr auf, und dehnte ſich, und ſprang.
Nach dem Verſuch noch viel vergebner Sprünge
Sah er erſt ein, — (wer ſieht gleich alles ein?
Nur ſollten Füchſe weiſer ſeyn,
Die ihrer Liſt ſo gern ſich freun.)
Sah er erſt ein, daß ſie zu hoch für Füchſe hienge.

Der Rabe, welchen einſt ſein Lob
So meiſterlich betrog, als lügenhaft erhob,
Sitzt auf dem nächſten Baum, ſieht ſich gerächt, und lacht.
„Wie ſchmecken, ruft er aus, in dieſem Jahr „die Trauben?

„Ey,

„Ey, ey! Herr Fuchs, wer ſollte das wohl glau-
„ben?
„Ein Held, der ſich, wie du, durch Liſt berühmt
gemacht,
„Giebt auf ſich ſelbſt ſo wenig acht,
„Und unternimmt, eh er es überdacht.
„Thät ichs, ſo würd ich ausgelacht!
„Sahſt du denn nicht die Höh des Weinſtocks
und der Mauer?
„Als du mich einſt zum Pfaue logſt,
„Und um den Käſe mich betrogſt,
„Freund, damals warſt du ſchlauer.

Der Fuchs, dem dieß zu Herzen geht,
Spricht ſchnöde, da er ſich zum Tadler ſeit-
wärts dreht:
„Ein Rabe ſpricht, wie ers verſteht.
„Freund, wiſſe, daß gewiß uns, Füchſen, nichts
entgeht,

„Was man nur nicht verschmäht.
„Ich mag die Traube nicht: ich seh es, sie ist sauer.

Indem er sich bemüht, den Unmuth zu verstecken,
Erblickt er nah bey sich ein Huhn.
Ein Huhn? Das sollte wohl so gut, als Trauben schmecken?
Wie wenig hat zudem ein Fuchs dabey zu thun?
Wie leicht ist das erhascht, gewürget, und verzehret?

Nur merkt das Huhn zu bald die üble Nachbarschaft,
Und fliegt sogleich mit aller Kraft,
Die ihm die Furcht vor seinem Feind gewähret,
Dem nahen Hühnerhause zu.

Der

Der Bauherr hatte nicht durch angelegte Stiegen
Für einen Fuchs gesorgt, der etwan zum Vergnügen
Ein Huhn sich holen will. Er mag sich drehn und schmiegen,
Und springen, wie er kann; das Haus bleibt unerstiegen.
Aus seiner Höhe sah das sichre Huhn in Ruh,
Wie er nach ihm hinauf mit stummer Wehmuth blickte,
Und, obwohl ungern, sich zuletzt zum Abzug schickte.

Indem der Fuchs, der von den Sprüngen leicht,
Den Kopf zur Erde hängt, und mit betrübtem Herzen
Beym Raben still vorüber schleicht;
Verfolgt ihn der mit seinen Scherzen.

Er ſpricht: „Weißt du, daß ſichs für keinen
„Helden ſchickt,
„Daß er den Kopf zur Erde bückt?
„Ein Meiſter in der Liſt trägt ſtets ſein Haupt
„erhaben.
„Man dächte, wenn man dich erblickt,
„Daß dießmal dich im Ernſt' ein ſchwaches
„Huhn berückt;
„Dieß wär ein Schimpf für deine Gaben!
„So denkt man nur, wenn mans nicht recht
„verſteht,
„Und das nicht weiß, daß euch, euch Füchſen,
„nichts entgeht,
„Was ihr nur nicht verſchmäht.
„Das Huhn war mager, Freund. Du moch-
„teſt es nicht haben.